



35 Pf. 4/58

Der Weltkrieger

Da gab es einen lockeren Knall. Eine behandschuhte Hand ließ die Kette fahren, die meinen Freund gefesselt hielt, eine andere griff nach dem Arm, aus dem Blut quoll.

Und über die Äcker jagte in gehetzten Sprüngen ein Bürschchen auf die Halden zu.

Als ich mich vom ersten Schreck erholt hatte, rannte ich hinterdrein.

Im nächsten Heft erzählt euch ein Junge das Schicksal seines Freundes.

Lest die spannende und ergreifende Erzählung

Die Teufelsmühle





KLEINE JUGENDREIHE

Den Sternen entgegen

Zum wissenschaftlich-phantastische Erzählungen

VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT
BERLIN 1958

9, Jahrgang, 2, Febiuarheit

Original titel:
HABCTPEMy 3BE3AAM
and
MEHOLIAHETHblH PEnOPTAW
Übersetzt von Heinz Machatscheok

Verlag Kultur und Fortschritt
Berlin W 8, Taubenstraße 10
Lizenz-Nr. 3—285 29'58
Umschlag und Illustrationen: Theo Thomas
Satz und Druck:
VEB Landesdruckerei Sachsen, Dresden III-9-5 180

Den Sternen entgegen

VON

W. Satvtschenko

Das geheimnisvolle Telegramm

Der Mann am Rundfunkempfänger ließ den Leuchtzeiger langsam über die Skala gleiten. Wie immer an Sonntagvormittagen war der Äther „zum Bersten voll“. Selbst beim leisesten Drehen des Knopfes erklangen aus dem Lautsprecher Bruchstücke von Sendungen Immer neuer Stationen: Worte, Musik, dann wieder Worte, jetzt schon in einer anderen Sprache. In eine Nachrichtensendung mischten sich Foxtrottmelodien, während der schwungvolle Vortrag eines Kommentators für Außenpolitik von einer Operettenarie unterbrochen wurde. Schließlich kroch der Leuchtzeiger bis zum siebenten Teilstrich des Fünfundzwanzigmeterbandes und verharrte dort. Aus dem Empfänger dröhnten die wuchtigen, erhabenen Klänge einer Orgel — eine Rundfunkstation übertrug einen katholischen Gottesdienst.

Der Mann am Rundfunkgerät klopfte aufmerksam lauschend mit einer kleinen Stimmgabel auf den Tisch. Fielen die Schwingungen mit den Orgelklängen zusammen, so erzeugte die Stimmgabel einen hohen, kräftigen Ton, worauf der Mann auf einem Papierbogen bestimmte Zeichen niederschrieb. Länger anhaltende Töne zeichnete er als Striche auf, die kurzen aber als Punkte. Als schließlich die Musik aufhörte, war der

Bogen mit einem Morsetext beschrieben. Der Mann schaltete das Gerät ab und las das auf diese Weise empfangene Telegramm durch:

FLUG ILJIN UNTER ALLEN UMSTÄNDEN
VEREITELN. SOFORT HANDELN. IGNATI.

Gleich danach verbrannte der Mann den Bogen. Er wartete, bis das Papier zu schwarzer Asche zerfallen war, kehrte dann an seinen Tisch zurück und nahm entschlossen den Telefonhörer von der Gabel.

„Technologische Abteilung? Guten Tag, Iwan Nikolajewitsch! Ich bin am Apparat, ich... habe soeben die Zeichnungen überprüft und sehe, daß eine Kleinigkeit übersehen wurde: es fehlen die Angaben für die Kuppelungsmuffen am Untersatz der Kadmiumstäbe... Ja, müssen noch gedreht werden! Und sofort die Zapfen*löcher bohren!... Welche Vorschrift? Aber nicht doch, ist ja reine Konstruktionssache. Die Zeichnungen sehen das vor, und wir haben kein Recht, das Projekt in der Ausführung zu ändern... Bitte sehr! Schreiben Sie die Maße auf ..."

Zum Mars

Der 24. Juli 1977 brach an. Schon seit den frühen Morgenstunden strömten die Menschen von Moskau aus zum Flugplatz in Tuschino. Obwohl der Start auf einundzwanzig Uhr festgesetzt war, füllten die Zuschauermassen schon um ächtzehn Uhr den weiten Raum um das große, mit einẽm Eisenzaun begrenzte Feld, das den Schauplatz des bevorstehenden großen Ereignisses bilden sollte.

Genau in der Mitte des Flugplatzes erhob sich ein

weißer Turm, in dessen Innern, sozusagen auf ihrem Schwanz, eine mächtige Rakete stand. Sie sah wie die ins Gigantische vergrößerte Spitze eines Pfeiles aus. Sowohl der schlanke Rumpf des „Pfeiles“¹ als auch die in einem spitzen Winkel angebrachten gestutzten Flügel mit den Startmotoren — das alles sollte abgeworfen werden und an Fallschirmen herabsegeln, sobald das Raketenschiff die nötige Geschwindigkeit erreichte.

Aus den ringsum aufgestellten Lautsprechersäulen klang zum wiederholten Mal eine Erklärung des An-sagers für die Zuschauer:

„Heute startet zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte ein interplanetarisches Schiff, das nicht durch Radiostrahlen ferngelenkt, sondern durch einen Menschen gesteuert wird. Das Weltraumschiff fliegt im Nonstopflug rund um den Mars und wird zahlreiche Filmaufnahmen von diesem Planeten aus nächster Nähe machen. Nach einem Jahr, am 24. Juli 1978, wird es wieder zur Erde zurückkehren. Mit der Führung dieses Raketenschiffes wurde der Leiter des Konstruktionsbüros, Andrej Petrowitsch Iljin, betraut.

Die Rakete wird mittels eines flüssig-reaktiven Motors von der Erde abgeschossen. Jenseits der atmosphärischen Schicht tritt der atomare Düsenmotor des interplanetarischen Schiffes in Tätigkeit. In diesem Motor wird Ammoniak durch Uranenergie erhitzt. Die auf eine Temperatur von mehreren tausend Grad gebrachten Gase strömen durch die Düsen aus und stoßen die Rakete in der entgegengesetzten Richtung weiter. Bemerkenswert ist, daß die Vorräte an flüssigem Ammoniak 89 Prozent des Abfluggewichtes der Rakete betragen, der Rumpf des Weltraumschiffes dagegen, die Brennstoffbehälter, der Motor, die Kabine, die Ge-

rate und Instrumente sowie die Lebensmittelvorräte zusammen nur 11 Prozent.*⁴

Gebannt lauschten die Menschen den Worten des Sprechers. Wie durch ein Sieb sickerten die Kinder durch die Zuschauermenge und sammelten sich an der Umzäunung. Der Platz und der lange Weg zum Starturm waren durch einen dichten Ring Miliz abgesperrt — eine Maßnahme, die sich als sehr notwendig erwies.

Die Miliz hatte es an diesem denkwürdigen Tag recht schwer. Der Abteilungschef von Tuschino, heiser und schweißgebadet, beklagte sich am Telefon seinem Kollegen gegenüber: „Am liebsten würde ich gegen die Schriftsteller, die wissenschaftlich-phantastische Erzählungen schreiben, das Strafgesetzbuch anwenden, sie verderben ja die Jugend. Ob sie Romane oder Erzählungen schreiben, überall schummeln sie blinde Passagiere mit hinein! Zum Mars oder unter Wasser oder in der Erde — das ist ihnen ganz egal. In keiner Geschichte geht es ohne blande Passagiere, aber nur um ihre Schreiberei interessant zu machen. Was anderes fällt ihnen nicht ein. Und meist sind es noch ganz junge Kerle. Und das Ende vom Lied? Mir liegt eine stattliche Liste vor, man sollte es nicht für möglich halten! Stell dir vor: 785 Jugendliche wurden beim Versuch, durch die Absperrung zur Rakete vorzudringen, er tappt. Einen mußten wir sogar, stell dir das bloß vor, aus einer Schubdüse herausziehen. Ein Bürschlein von zwölf Jahren — in kurzen Hosen, einen Kompaß in der Aktentasche, eine Thermosflasche und zwei Brötchen ... So wollte er in den Kosmos... ‚Du bist wohl wahnsinnig geworden¹, fuhr ich ihn an, ‚da hineinzukriechen! Dort würdest du doch sofort verbrennen? Er schwieg und weinte. Es ist wirklich ein Jammer!*

Inzwischen wurden In* einem kleinen Hause am Rande des Flugplatzes die letzten Vorbereitungen getroffen. In einem der Zimmer lag auf einer Couch mit halbgeschlossenen Augen Andrej Petrowitsch Iljin, der Weltraumflieger — ein kleiner, schlanker schwarzhaariger Mann.

Der Vorsitzende der Startkommission blickte in» Zimmer. Iljin erhob sich ruckartig.

„Was ist los? Ist es soweit?“

„Nein, noch nicht, Andrej Petrowitsch, bleiben Sie liegen, mein Bester.“

„Ich kann nicht mehr länger liegen. Die Ärzte haben mich einfach hierherverbannt, auf diese Couch gelegt und mir befohlen, mich nicht aufzuregen. Auf diese Weise regt man sich aber noch mehr auf. Was ist draußen los? Ist der Atombrennstoff schon geladen?“

„Wir fangen gleich an. Wir haben beschlossen, die Rakete zum letzten Mal gründlich zu überprüfen. Für alle Fälle, wissen Sie? Sergejtschuk, Brage und Rjumin sind jetzt gerade dabei, sie kontrollieren sich gegenseitig. Sie haben doch nichts dagegen?*"1

Der Vorsitzende verließ eilig das Zimmer. Iljin blickte auf die Uhr. Noch eineinhalb Stunden, und er war vom Warten schon so müde. Abermals schloß er die Augen und versuchte an irgend etwas anderes zu denken, an etwas, was nicht mit dem bevorstehenden Start in Zusammenhang stand. Ob Julka noch zur rechten Zeit aus Wladiwostok eintrifft? Sie haben sich zwar schon für alle Fälle am Fernsehbildschirm verabschiedet. Dennoch wäre ihm lieber, sie lebhaftig vor sich zu sehen. »Diesmal fliegst du weiter als ich', hatte sie gesagt — ein Versuch zu scherzen. Der Abschied fiel ihm schwer. Julka, meine liebe Fliegerin! dachte er mit

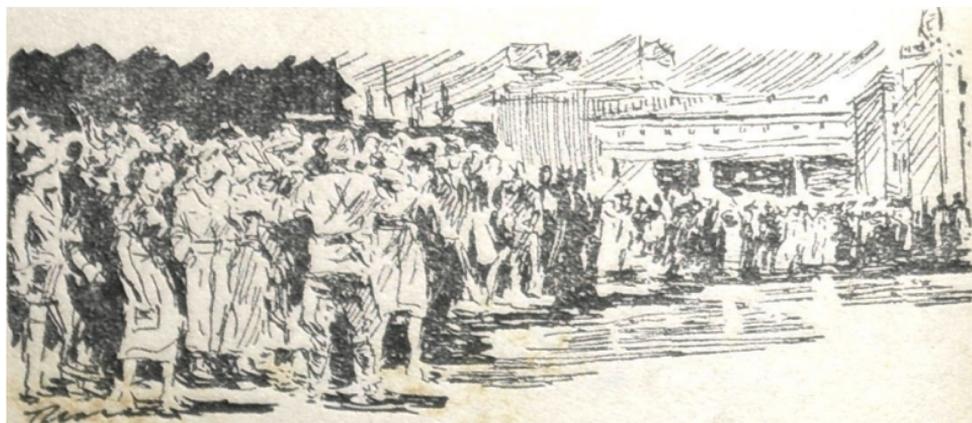
einem Lächeln. Er war stolz, auf seine Frau, eine der wenigen Pilotinnen von Düsenflugzeugen. Sie flog oft weite und schwierige Strecken. Früher war er selbst Pilot gewesen, erst später wurde er Konstrukteur. Seine Frau flog alle seine Flugzeuge ein, prüfte seine neuesten Modelle, fast alle — außer diesem interplanetarischen Raumschiff...

Seine Gedanken kehrten wieder zu dem bevorstehenden Weltraumflug zurück. Ob auch alles richtig vorbereitet war? Das eigene Auge war immer noch das beste. Iljin blickte erneut auf seine Uhr und stand entschlossen auf. Weg mit den Ärzten und der ganzen Medizin! Er verließ das Zimmer.

Die drei Konstrukteure, Iljins Helfer, kamen ihm schon auf halbem Weg entgegen.

„Alles in Ordnung“, berichtete Sergejtschuk, ein kleiner, lebhafter Schwarzhaariger.

„In bester Ordnung“, brachte Brage, ein hochaufgeschossener Este, langsam und gewichtig hervor, während der bejahrte, graumelierte Rjumin, der als der Zuverlässigste dieses Kleeblattes galt, äußerte:



„Ich für meine Person habe keinen Fehler bemerkt.“

Iljin lächelte. Rjumin war vorsichtig, wie immer. „Alles in Ordnung“ — das besagte ihm , schon zuviel.

Iljin bat um Feuer für seine Zigarette. Rjumin wollte es ihm reichen, doch gelang, ihm das nicht. Das Streichholz zerbrach, die Flamme verlosch. Ein Gefühl der Wärme überkam Iljin: Wie erregt dieser ernste Mann seinen wegen sein konnte!

„Sie sind recht aufgeregt.“

Rjumin wollte das nicht eingestehen. „Weshalb soll



ich aufgeregt sein, es ist cüücn alles wohlbedacht; und mit der Zeit wird ein Flug zum Mars für uns etwas ebenso Selbstverständliches sein wie eine Autoreise zur Krim. Gewiß, auch ein Auto kann eine Panne haben.. I

Wo Bind Sie, Iljin?

20.50 Uhr saß Hjin am Schaltpult des Raketenschiffes. Die hermetisch schließenden Türen fielen ins Schloß. „Draußen“ blieben der grüne Rasen des Flugfeldes und* an seinem Rande das unübersehbare Meer von Köpfen. Punkt 21.00 Uhr krachten ohrenbetäubende Detonationen. Riesige Stichflammen zischten auf. Die Rakete schoß aus dem Turm, jagte steil in die Höhe und stieß mit zunehmender Geschwindigkeit in den blauen, schon dunkelnden Abendhimmel. Noch nach einer Viertelminute konnten die Zuschauer das gleichmäßige rötliche Aufflammen der Düsengase erkennen. Dann verlösch alles. Zahllose Menschen suchten weiterhin am Himmel das flimmernde Pünktchen; doch das Raketenschiff war schon weit in das Weltall vorgestoßen...

Inzwischen saßen die Mitglieder der Kommission mit angehaltenem Atem am Sendegerät.

„Wie fühlen Sie sich, Iljin? Wie arbeitet der Motor ?*“ fragte der Vorsitzende.

In den Kopfhörern klang die gedämpfte Stimme des Weltraumfahrers.

„Alles normal. Startrakete schon abgeworfen. Die Kettenreaktion setzt ein. Geschwindigkeit steigert sich. Natürlich spüre ich die Über bei astung, doch Befinden

„Wo sind Sie jetzt ? fragte der Vorsitzende nach einigen Minuten,

„Die ersten tausend Kilometer zurückgelegt. Geschwindigkeit beträgt sieben Kilometer in der Sekunde. Der Antrieb und der gaoze Mechanismus arbeiten gut.“

Allmählich schwand die Spannung, die Gesichter hellten sich auf, das erste Lächeln breitete sich auf ihnen aus.

„Ich glaube, liebe Freunde“, begann der Vorsitzende, nachdem er ein Ohr vom Kopfhörer befreit hatte, „daß wir uns nunmehr beglückwünschen dürfen zum...“

Da plötzlich ein Bersten, Krachen und Surren in den Muscheln. Die Stimme Iljins vibrierte, zitterte und erstarb.

„Was ist lös?“ schrie der Vorsitzende ins Mikrofon, fclljin, Iljin, hören Sie uns? Was ist passiert?“

Eine qualvolle Minute verstrich. Endlich drangen durch das Krachen und Knacken Iljins Worte hindurch: „Kann nichts feststellen. Die Überbelastung nahm plötzlich stark zu. Beschleunigung über Norm. Motor ist nicht mehr abzuschalten. Muß warten, bis Brennstoff aufgebraucht ist.“

Der Empfang wurde wieder schlechter, es mußten zusätzliche Verstärker eingeschaltet werden. Die am Sender sitzenden, vor Schreck erstarrten Männer brachten kein Wort hervor, eine unbeschreibliche, lähmende Kraftlosigkeit und Hilflosigkeit hatte sie befallen. Nur der Vorsitzende fragte ohne Unterbrechung:

„Iljin, Iljin? Hören Sie uns? Was ist mit Ihnen? Iljin, Iljin!“

Nach* einer endlos langen Pause drang von weit her eine schwache Stimme:

„Ich verstefie das nicht,.. Die Geschwindigkeit ster-

gert sich immer mehr, jetzt beträgt sie bereits dreiund-dreißig Kilometer in der Sekunde. Richtung — Sternbild de\$ Jungfrau!**

Noch lange funkten die parabolischen Antennen im**mer wieder hinaus in den Weltenraum: „Iljin, was ist mit Ihnen? Hören Sie uns? Iljin! Iljin!**

Doch die Rakete antwortete nicht mehr.

Iljns Tagebuch

25. Juli 1977, 00.10 Uhr.

Ich werde ein Tagebuch führen und meine Beobachtungen eintragen. Was auch passiert sein mag — ich bin am Leben, das heißt, ich habe die Pflicht zu arbeiten.

Am 24. Juli 1977, 21.00 Uhr, flog ich von der Erde ab. Neun Minuten nach dem Start sollte die Rakete die notwendige Geschwindigkeit haben und, wie berechnet, die festgesetzte Richtung einschlagen. Doch stieg die Geschwindigkeit schon in der sechsten Minute sprunghaft an. Ich wurde derart in meinem Sessel zusammengedrückt, daß mir die Luft ausging und ich beinahe das Bewußtsein verlor. Brust und Rücken schmerzen noch jetzt. An den Ellenbogen und am Hinterkopf habe ich Schrammen. Langsam wurde mir wieder etwas leichter, denn die Beschleunigung blieb «uf vierzig Meter in der Sekunde stehen. Trotzdem *tear die Überljestung um das Vierfache zu stark, also Völlig anormal. Den Motor zu regulieren gelang nicht, die Steuerung versagte. So war ich gezwungen^ tatenlos zu warten, bis der Treibstoff ausging, und ausgehen sollte er in der neunten Minute, Doch trat etwas Un-

begreifliches, etwas Rätselhaftes ein. Der Motor arbeitet schon seit drei Stunden ohne Unterbrechung, während die Geräte anzeigen, daß die Ammoniakvorräte so gut wie gar nicht abnehmen. So werde ich mit stetig zunehmender Geschwindigkeit durch den Weltraum zum Sternbild der Jungfrau getragen. Ich bin vom Weg der Ellipse abgekommen und auf die Hyperbelbahn geraten. Die geplante Marsroute blieb links liegen (vom Norden gesehen). Auf diesen Kurs zurückzukehren gelingt nicht. Die Steuerung versagt. Auch die Steuermotoren sind nicht in Ordnung. In jeder Sekunde erwarte ich eine Atomexplosion — das Ende. Die Geschwindigkeit beträgt jetzt 440 km/sec. Das ist etwas Unvorstellbares. Ich schreibe die Ziffer auf «und glaube nicht daran. Die Entfernung zur Erde beträgt mehr als zwei Millionen Kilometer. Wie weit ist doch der geliebte heimatliche Planet entrückt, viel weiter als der Mond für einen Erdbewohner.

25. Juli 1977, 03.00 Uhr.

Die ganze Zeit über denke ich: Was ist mit dem Motor vor sich gegangen? Der Ammoniakverbrauch beträgt nach sechs Stunden ein kaum wägbares Quantum. Die Arbeitsweise der Motoren hat sich völlig verändert. Die aus den Düsen schlagenden Flammen sind heller und greller als die Sonne.

Mir steht in meinem Weltraumschiff ein Uranbrenner zur Verfügung — ein Atomreaktor. Seine Aufgabe ist es, Ammoniak zu verbrennen. Nach der unbegreiflichen Havarie ist die Temperatur rasend angestiegen. Es ist auch möglich, daß sich der träge arbeitende Körper, das Ammoniak, in Kernbrennstoff verwandelt hat. Vielleicht entstanden in dem Reaktor so hohe

lokale Temperatur«!, daß eine Umwandlung von Wasserstoff in Kernhelium zustande kam oder sogar von Kernstickstoff in Kernsilizium. Derartige Reaktionen wurden in den Laboratorien schon herbeigeführt. Trifft diese Vermutung zu, dann vergrößern sich die Brennstoffvorräte in der Rakete um das Millionenfache. Auch der Motor wird dann seine Arbeit noch lange nicht einstellen — jedenfalls so lange nicht, ehe sich die Uranladung im Motor nicht bedeutend verringert hat und die Kettenreaktion damit von selbst bremst*

Weshalb kam es nicht sofort zu einer Atomexplosion? Anscheinend haben sich die von Sergejtschuk erfundenen einzigartigen Wärmerelais bewährt: sie lassen, soweit möglich, die Kettenreaktion nicht aus der Steuerung und verringern die Ammoniakabgabe. Elektroautomatisch arbeitende Geräte übertreffen den Menschen um ein Vielfaches an Reaktionsschnelligkeit und Zuverlässigkeit — sie schwanken niemals. Die an sich hitzebeständige Sicherung ist offensichtlich geschmolzen*

26. Juli 1977.

Gestern überquerte ich um 23.45 Uhr die Marsbahn. Der Planet selbst blieb links vom Kurs liegen und war wie von der Erde aus anzusehen: ein helleuchtender roter Stern. Ich fliege nach wie vor auf die Jungfrau zu. Das Weltraumschiff hat schon zweihundert Millionen Kilometer zurückgelegt. Der Motor arbeitet noch immer, die Beschleunigung beläuft sich wie bisher auf 10 km/sec . Würde ich nicht ein Spezialtraining mitgemacht haben, könnte ich wohl kaum eine derart lang anhaltende Überbelastung vertragen. Der Kopf ist schwer wie ein Medizinball, die Beine kommen mir vor wie bei einem Elefanten, die> Arme sind wie Blei.

Selbst das Schreiben fällt schwer. Ich stoße die Hano mit der Schulter wie beim Holzsägen. Aber einerlei, ich schreibe weiter. Was soll ich auch sonst anfangen?

Eine verzweifelte Lage. Ich sitze in meiner hermetisch abgeschlossenen Kabine wie in einem Käfig: in Sicherheit und Hilflosigkeit. Mit dem Motor kann ich nicht fertig werden. Ich führe für eineinhalb Jahre Verpflegung, Wasser und Luft mit. Das ist mein Maximum. Eineinhalb Jahre lang werde ich leben und meine Aufzeichnungen zu Papier bringen.

Für wen schreibe ich eigentlich? Der Unterseebootfahrer in einem versinkenden Boot, der Matrose, der eine Flaschenpost ins Meer wirft, ein Mensch, der «ein Manuskript in der Erde vergräbt — sie alle können hoffen, daß ihre Aufzeichnungen irgendwann einmal gefunden und gelesen werden. Worauf aber hoffe ich?

Letzte Nachricht von der Erde

26. Juli 1977. Abends.

Heute morgen, auf eine Entfernung von 220 Millionen Kilometer, hörte ich zum letzten Mal die Erde. Ich selbst antworte schon seit langem nicht mehr, mein Sender ist zu schwach. Es war immerhin irgendwie beruhigend, solange ich noch hörte: „Iljin! Hjin! Wo sind Sie?“ Jetzt rase ich einsam und allein durch den luftleeren interstellaren Raum.

30. Juli 1977.

Die Geschwindigkeit beträgt 20 000 km/sec, die Entfernung von der Erde — fünf Milliarden Kilometer. Ich befinde mich bereits an der Grenze des Sonnensystems;

habe es ganz durchflogen und bin auf keinen einzigen Planeten gestoßen. Sie zogen jenseits der Sonne ihre Bahn, die nächsten schwebten in einer Entfernung von 100 bis 200 Millionen Kilometern im Weitenraum; ihre Helligkeit war größer als von der Erde aus gesehen - das ist auch das einzige.

Somit rase ich bereits mit 20 000 km/sec durch den Kosmos. Eine riesige, unwahrscheinliche Größe, die man nur mit der Geschwindigkeit von Alphateilchen beim Radiumzerfall vergleichen kann. Dort aber sind es elementare Teilchen, die niemand sehen kann, nicht einmal durch ein Mikroskop, während es sich hier um eine komplizierte und große Maschine handelt, mit zahlreichen Geräten und einem lebenden Menschen, Was wird aus mir werden?

16. August 1977.

Die Geschwindigkeit beträgt 80 000 km/sec. Das ist unvorstellbar!

Eine solche riesige Geschwindigkeit ruft die interessante und eigenartige Erscheinung des Dopplereffektes hervor. Bisher benutzte ich dieses Dopplersche Prinzip lediglich dazu, um die Geschwindigkeit der Rakete festzustellen, indem ich die Verschiebung der „gelben“ Natriumlinie im Sternspektrum maß. Ich sah diese Linie vor einem Hintergrund von grünen Strahlen, dann von hellblauen, während ich sie jetzt „dunkelblaue Natriumlinie“ nennen könnte. Durch diese Erscheinung verändert sich die Farbe der Sterne..*

24. September 1977.

Schon seit zwei Monaten fliege ich. Das Erstaunlichste ist, daß ich noch lebe. Nach dem Dopplerstetia»

Prinzip beläuft sich die Geschwindigkeit auf 215000 km/sec. Nach meinen Berechnungen bin ich 3800mal weiter von der Sonne entfernt als die Erde.

Seit zwei Monaten führe ich ein für uns Erdenbürger höchst ungewöhnliches Leben. Von einer unheimlichen Schwere niedergepreßt, krieche ich durch meine enge Kabine, die nicht mehr als drei Meter im Kubik mißt. Das ist jetzt meine ganze Welt. Hinter ihren Wänden befinden sich Sterne, nichts als Sterne, weit zahlreicher und leuchtender, als wir sie von der Erde aus zu sehen gewohnt sind; ihre Farbtöne haben sich verändert, aber ihre Anordnung ist immer noch die gleiche. Da fliegt mit gestrecktem Hals und weiten, breiten Schwingen der Schwan am Himmel hin. Wie eh und je umspannt den Orion sein mächtiger Gürtel aus den drei Sternen. Das verhältnismäßig kleine, aber auffällig leuchtende Sternbild der Kassiopeia ähnelt, wie ich es auch gar nicht anders erwartet hatte, immer noch dem Buchstaben W.

Natürlich sind die Entfernungen zwischen diesen funkelnden Welten riesenhaft, was schon daraus zu ersehen ist, daß sich die Sternbilder bisher noch immer nicht verändert haben. Genauer gesagt: Die Veränderung ist für das unbewaffnete Auge nur nicht bemerkbar. Mit dem Teleskop aber sehe ich deutlich, daß sich die nächsten Sterne verschoben haben: der Alpha Centauri um fast einen halben Grad, der Sirius etwa um einen viertel Grad, die übrigen natürlich noch weniger. Ein halber Grad — das ist der sichtbare Durchmesser des Mondes, eine merkliche Größe. Die Sterne bewegen sich immer mehr in einer Richtung - zum Sternbild des Widders, wo man einen leuchtenden orangefarbenen Stern, die Sonne, sehen müßte. Sehen

müßte, aber ich sehe sie nicht. Die Sonne liegt hinter mir, und die augenblendenden brennenden Gase verhüllen sie.

2. Oktober 1977.

Heute ist Dein Geburtstag, Julka. Sechszwanzig Jahre bist Du nun alt, ich schon vierzig. Zwischen uns besteht ein großer Altersunterschied, und jetzt trennen uns noch rund siebenhundert Milliarden Kilometer. Aber meine Gedanken überbrücken sie leicht. Den heutigen Tag will ich ganz den Erinnerungen an Dich widmen.

Weißt Du noch, wie wir uns im Direktorzimmer des Instituts kennenlernten? Du benahmst Dich so übermütig herausfordernd, beinahe unhöflich . . . Heute verstehe ich das — es war Deine Verlegenheit, Als Du fortgegangen warst, sagte ich zum Direktor: „Weshalb vertrauen Sie meine Maschine beim ersten Probeflug einem solchen unberechenbaren Mädchen an? Möchten Sie meine Konstruktion mit Absicht in Mißkredit bringen? Ich werde dagegen protestieren. Ein solcher Probeflug darf nicht angerechnet werden!“ Doch Du hast diesen Flug so meisterhaft, so glänzend durchgeführt, daß mich der Direktor noch lange neckte: „Wie wollen wir es nun machen — den Probeflug anrechnen oder nicht anrechnen?“ Entsinnt Du Dich noch unserer Liebeserklärung? Im allgemeinen ist für so etwas der Abend da, der Mondenschein und ein Rosengarten! Bei uns war es Mittagszeit, am Meeresstrand, in glühender Sonne. Wir wohnten in einem Ferienheim. Du wolltest noch am gleichen Abend wegfahren, und es drängte mich, alles auszusprechen, was mir auf der Seele lag. Plötzlich sehe ich, Du ritzt mit einem Stein



in einen anderen ein paar Worte ein: „Ich liebe dich.“ „Bitte, geben Sie mir den Stein... zum Andenken“, sagte ich. Du bist rot geworden und hast mir geantwortet: „Ach, das hat nichts zu bedeuten. Das betrifft Sie gar nicht. Es gibt ein Lied, das heißt so!“ Dann hast Du den Stein weggeschleudert. Ich aber suchte ihn drei Tage und — fand ihn nicht.

Wozu schreibe ich dies alles? Wenn ich umkomme, wirst Du mein Tagebuch niemals lesen. Wenn ich aber am Leben bleibe und auf die Erde zurückkehre, dann werde ich Dir alles selbst erzählen. Ich schreibe es nur für mich hin, wie einsame Menschen in einem abgeschiedenen Zimmer mit sich selbst zu sprechen pflegen. Ja, so ist es: Solange der Mensch lebt, muß er denken, arbeiten und lieben; derjenige, der nicht denkt, nicht arbeitet und nicht liebt, der ist schon tot, auch wenn er noch atmet.

18. Oktober 1977.

Ich verstehe gar nichts mehr. Selbst der Atomprozeß

müßte nach meinen Berechnungen beendet sein. Die Schwerkraft bleibt unverändert, das heißt meine Geschwindigkeit wächst immer noch um 40 km/sec, sie hat fast die Lichtgeschwindigkeit erreicht. Das aber ist die Grenze! Was wird nur in den nächsten Stunden geschehen? Ich bin so gespannt, daß ich nicht einmal an die Todesgefahr denke.

19. Oktober 1977, 02.00 Uhr.

Endlich, endlich! Es ist geschehen, der Motor steht, er hat seine Arbeit eingestellt. Ich spürte, wie er stehenblieb. Die drückende Schwere verließ mich nach und nach — ich begann freier zu atmen und mich freier zu bewegen... Bald darauf schwand das Gewicht völlig, ich flog empor, schwebte in der Luft. Daran nicht gewöhnt, verlor ich zunächst das Bewußtsein. Jetzt ist die Schwäche vorüber, aber noch immer ist mir schlecht, und es dreht sich in meinem Kopf. Ständig bin ich bemüht, mich der Schwerelosigkeit anzupassen.

Nun fühle ich auch gar nicht mehr, daß ich fliege — es »ist, als hinge die Rakete in einer gestirnten Kugel. Die Ohren schmerzen von der plötzlich eingetretenen Stille, Zum ersten Mal ist das von hinten flutende augenblendende Licht verloschen.

19. Oktober 1977, 06.00 Uhr.

In den letzten Stunden hat sich das Firmament sichtlich verändert. Hinter mir ist es fast dunkel. Ich kann einzelne matte Sterne erkennen, irgendwelche sich weit hinziehende trübe Nebelflecke. Vor mir sehe ich im Gegensatz dazu helleuchtendes Gas, ganze Sternwolken, eine glitzernde Pracht. Es hat den Anschein, als phosphoresziere der ganze Himmel. Von

den Sternen hinter mir nehme ich nur die nicht gerade zahlreichen, mit ungeheuer hohen Temperaturen verbundenen äußeren Röntgen- und Gammastrahlen wahr. Die Sterne vor mir sehe ich in infraroten Strahlen» Auch die kältesten, die matt leuchtenden und sogar die dunklen Himmelskörper sind mir sichtbar.

20. Oktober 1977.

Immer wieder von neuem überlege ich» was nur in dem Motor vor sich gegangen sein mag.

Es wäre gefährlich, ihn zu untersuchen. Die Temperatur ist sehr hoch und die Radioaktivität ebenfalls. Ich muß abwarten, ausharren.

Ich besitze also eine Atombatterie - der Uranreaktor hat das Ammoniak erhitzt. Hätte sich die Ammoniakabgabe vergrößert, wären die Vorräte längst erschöpft. Mit der Zufuhr ist also alles in Ordnung. Es muß irgend etwas anderes, vielleicht mit dem Uranreaktor selbst vor sich gegangen sein. Ich vermochte ihn nicht abzuschalten, vermochte ihn nicht zu regulieren.

Die Reaktion wird durch bewegliche Kadmiumstäbe reguliert. Was aber, wenn sie entzweigen, brechen? Dann gibt es ein lawinenartiges Anwachsen der Reaktion und eine Atomexplosion. Wenn sie aber nicht ganz zerbrechen, wenn nur ein Ende abbricht? Dann verändert sich zwar der Vorgang auch, aber die Explosion bleibt aus. Dies scheint die einzig mögliche Variante zu sein.

23. Oktober 1977.

Ein Körper kann nicht schneller fliegen als das Licht. Die Energie kann sich nicht mit Geschwindigkeiten fortpflanzen, die die Lichtgeschwindigkeit über*

treffen — das ist ein Grundgesetz der Relativitätstheorie. Vor einer Stunde aber noch schien mir, daß ich entweder von Sinnen sei oder Einstein entschieden widerlegt hätte.

Ijtr letzter Zeit gelang es mir ohnehin nicht mehr, die Geschwindigkeit nach dem Dopplereffekt zu messen. Die bekannten dunklen Linien verschwanden, in meinem Blickfeld tauchten unbekannte Linien und Streifen auf, die immer wieder zu rasch wegrutschten. Jetzt rutschen sie zwar nicht mehr weg, dennoch kann ich sie in keiner Tabelle entdecken. So entschloß ich mich, die Geschwindigkeit meines Weltraumschiffes nach der Bewegung des Sirius zu messen, was bisher unmöglich war, denn die Bewegung erwies sich als zu gering, und die Geschwindigkeit hat sich die ganze Zeit über verändert, so daß ich nur einen Durchschnittswert erhalten konnte. In den letzten Tagen aber bewegte sich der Sirius sehr deutlich, er verließ den Großen Hund und näherte sich dem Orion. Ich maß seine vierundzwanzigstündige Verschiebung und kam zu dem Ergebnis, daß die Rakete mit der unvorstellbar riesigen Geschwindigkeit von 40 Millionen km/sec, also 133mal schneller als das Licht, durch den Kosmos rasen mußte!

Aber nein, ich habe die Relativitätstheorie nicht widerlegt» sondern sie vielmehr - bestätigt. Mein Weltraumschiff besitzt in Wirklichkeit nicht eine solche Geschwindigkeit; seine Geschwindigkeit kommt der des Lichts lediglich nahe, sie beläuft sich auf 299 000 km/sec. Das heißt, ich bin an solche Geschwindigkeitswerte herangekommen, bei denen sich das Verhältnis von Zeff und Raum stark bemerkbar macht. Für mich sind doch die klassischen Gesetze der Physik schon un-

gültig. Ich hätte die Geschwindigkeit nicht so festlegen dürfen, wie ich es tat, als ich die auf Erden gemessenen Entfernungen zugrunde legte und die Zeit entsprechend den in meinem Raketenschiff angebrachten Uhren ablas. Die Entfernungen im AH sind nicht absolut, für einen rasch dahinfliegenden Körper verkürzen sie sich. Auch die Zeit ist nicht absolut. In meiner Rakete fliegt sie langsamer dahin als auf dem Erdball, langsamer verläuft auch der gesamte physikalische Prozeß — der Zerfall des Urans, die Arbeit des Uhrwerks, das Leben meines Körpers. Deshalb kam ich auch zu dem Schluß, daß meine subjektive Bestimmung der Geschwindigkeit völlig falsch war.

Alles rückt an seinen richtigen Platz... Das ist sie also — die Grenze der Bewegung der Materie. Noch kein Mensch hat sich ihr zu nähern vermocht. Alles verändert sich: die Länge, die Masse, das Zeitmaß — Größen, die man sich schwerlich veränderlich vorzustellen vermag.

Was ist aber heute für ein Tag? Wenn nämlich die Zeit in der Rakete langsamer fließt als auf Erden, so fliege ich vielleicht, vom irdischen Standpunkt aus gesehen, schon seit vielen Monaten, und jeder Tag trägt mich in derartige Erdenfernen, aus denen ich bei der üblichen Geschwindigkeit selbst nach Jahren nicht mehr zurückzukehren in der Lage wäre. Es ist höchste Zeit, dem Motor zu Leibe zu rücken. Höchste Zeit! Aber die Temperatur? Die Radioaktivität?

24. Oktober 1977.

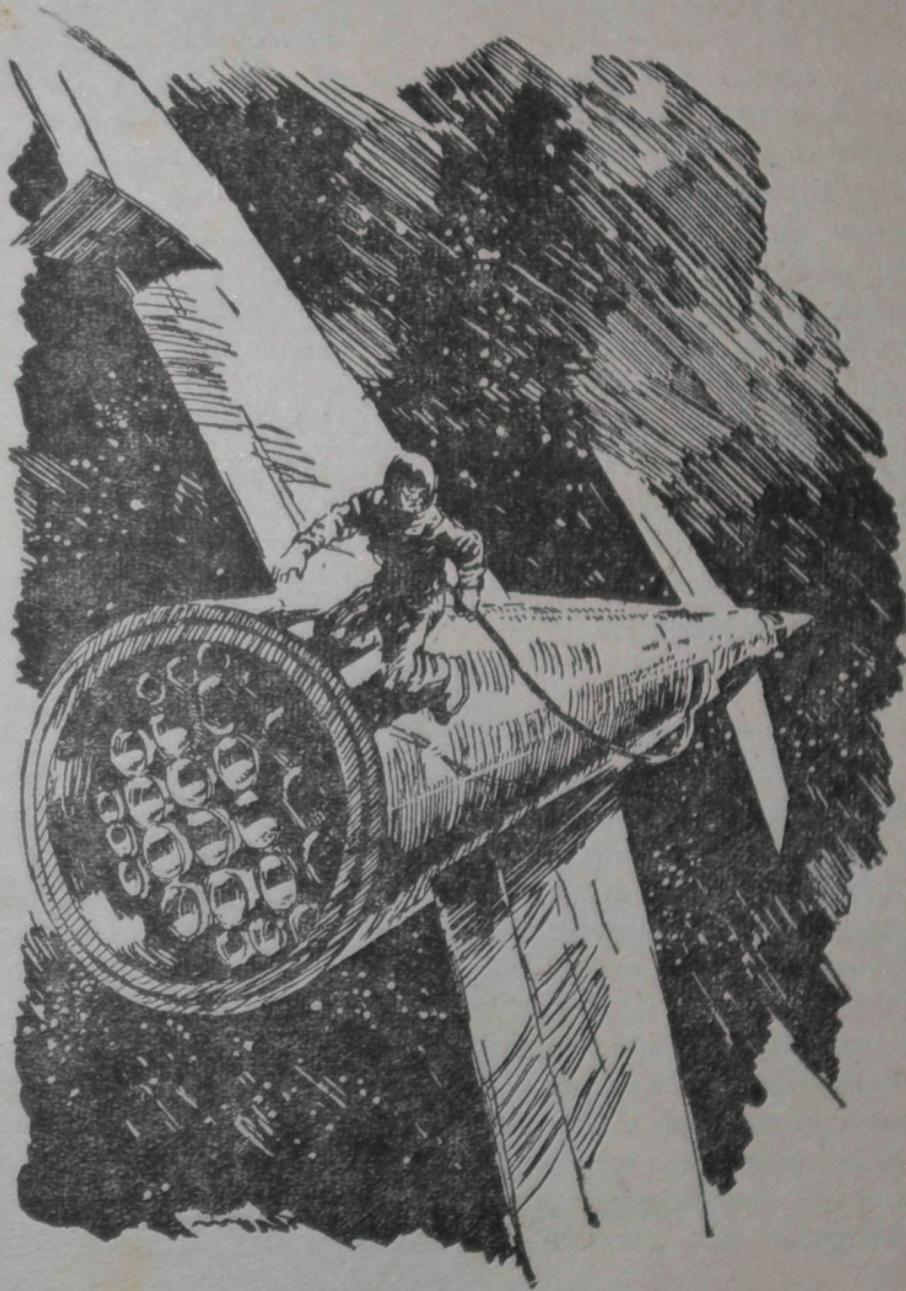
Im interstellaren Raum sind uns selbstverständliche Dinge ein Problem. Beispielsweise: etwas abkühlen lassen. Was kann es auf Erden Einfacheres geben?

Wasser daraufgießen, mit Luft anblasen! Aber ich beflitze weder überschüssiges Wasser noch überschüssige Luft. Das Ammoniak darf ich nicht anrühren, es wird für die eventuelle Rückkehr gebraucht. Der Motor muß eben durch die Ausstrahlung erkalten ... Ich aber warte und warte, verliere wertvolle Tage und rase weiß der Kuckuck wohin«

Die mysteriöse Ampulle

30. Oktober 1977.

Endlich hatte ich mich entschlossen, den Motor zu untersuchen. Eine Generalreparatur während des Fluges war natürlich nicht geplant. Ich mußte also alle notwendigen Vorarbeiten „in voller Fahrt“ treffen. Meinen hermetischen Raumanzug mit Thermoisolierung besetzte ich mit besonderen Metallschuppen, um vor den radioaktiven Strahlen geschützt zu sein. Darauf kletterte ich durch eine Luftschleuse aus der Kabine und band mich mit einem Drahtseil fest, da man sich in der schwerelosen Welt leicht aus Versehen von der Rakete abstoßen kann; und dann zappelt und strampelt man nach Kräften, ohne die zum Greifen nahe Tür zu erreichen. Vorsichtig kroch ich an der Außenwand entlang und gelangte an die Düsen, über die ich in das Gehäuse eindrang. Meine Vermutung bestätigte sich: die Kadmiumstäbe waren gebrochen. Übrigens ist „gebrochen“ nicht das richtige Wort. Sie waren vorsätzlich beschädigt, mit Absicht gebrochen worden, am Untersatz. Die Bruchstellen waren zerschmolzen. Aber an einem unversehrten Stab förderte ich aus einem speziell ausgebohrten Zapfenloch eine



Glasampulle zutage. Darin mußte sich eine starke Säure befinden — Salpeter- oder Schwefelsäure. Offenbar waren die zerbrechlichen Glasröhrchen gleich beim ersten Stoß zerdrückt worden, und die Säure hatte die Stäbe zerfressen, während die Temperatur das übrige besorgte. Bei einer Vernichtung der Stäbe wäre eine Atomexplosion die unausbleibliche Folge gewesen; doch blieben sie, nachdem sie gebrochen waren, hier in der Kammer. Der Reaktionsvorgang hatte sich verändert, und ich vermochte ihn nicht mehr zu regulieren.

Demnach — ein Diversionsakt. Ich kann es einfach nicht fassen, vermag es nicht zu glauben. Doch entsinne ich mich genau, daß diese Zapfenlöcher im Projekt nicht enthalten waren. Woher kamen sie, wer hat sie ausgebohrt? Doch bleibt jetzt keinerlei Zeit zum Nachgrübeln. Die Reparatur muß ausgeführt werden.

30. Oktober 1977. Eine Stunde später.

Reparatur? Sie ist ja nicht einmal notwendig, sondern sogar schädlich, gefährlich!

Ich muß erst einmal alles genau überlegen:

Ich fliege mit einer Geschwindigkeit, die der Lichtgeschwindigkeit nahekommt. Sie muß ich in erster Linie verringern. Ich bin unwahrscheinlich weit geflogen. Um mit der für eine Rakete normalen Geschwindigkeit zur Erde zurückzukehren, brauche ich viele Jahre. Doch besitze ich weder genügend Zeit noch genügend Vorräte an Luft und Lebensmitteln. Also: bremsen, wenden, wieder anlaufen, erneue auf Lichtgeschwindigkeit gehen tmd in diesem Tempo den Hauptteil der Strecke zurücklegen. Bei Annäherung

an das Sonnensystem muß ich wieder die Geschwindigkeit drosseln.

Wenn ich jetzt aber den Atomreaktor repariere, stelle ich»jenen schwachen Motor wieder her, der sich höchstens für einen Nonstopflug zum Mars eignet. Er entwickelt nur bis zu 13 km/sec, ist also zu kümmerlich und leistungsschwach für mich. Ich würde den gesamten Brennstoff aufbrauchen und die Hoffnung auf eine Heimkehr, auf eine Rückkehr zur Erde, für immer verlieren.

Welche Schlußfolgerung muß ich also ziehen? Nur eine — alles so zu belassen, wie es ist, mag auch nochmals dieser im wahrsten Sinne des Wortes „erdrückende“ Prozeß einsetzen, der mich hierherbrachte. Ein schreckliches Wagnis, aber ich muß es auf mich nehmen; es bleibt mir keine andere Wahl. Entweder nach einem Jahr Tod durch Ersticken und Verhungern oder tödliches Risiko und Hoffnung.

Ich habe mich entschieden!

2. November 1977.

Die Vorbereitungen sind beendet. Zwei Tage benötigte ich, um die Steuermotoren in Ordnung zu bringen, Atombrennstoff aufzufüllen und das Ammoniak in die Tanks umzuladen, die den Motor speisen.

Leben oder Tod! Ich schalte ein.

2. November 1977. Zehn Minuten später.

Wieder diese unerträgliche Schwere. Erneut werde ich mit voller Wucht in den Sitz gedrückt. Aber — ich lebe! Es ging alles gut. Ich entferne mich zwar noch weiter von der Erde, doch bremsen ich bereits, und der Motor folgt mir.

4. November 1977.

Wie tief bin ich doch schon ins Weltall eingedrungen, selbst die Sternbilder verändern" sich! Einige Sterne wandern aus ihren Sternbildern in die benachbarten Regionen. Ich nehme an, daß es bis zur Erde fünf Lichtjahre sind, vom Standpunkt des irdischen Menschen natürlich.

Das ist es also, das Geheimnis des Weltraumfluges. Während bei den für eine Rakete' üblichen Geschwindigkeiten viele Menschenleben nicht ausreichen, um selbst die nächsten Sterne zu erreichen, bleibt die Zeit im Weltraumschiff bei solchen, von meiner Rakete entwickelten Geschwindigkeiten fast stehen, und die Passagiere erreichen beliebige Tiefen des Alls. Gewiß, solange sie fliegen, lösen die Generationen auf dem Erdball einander ab, und lediglich die Erinnerung an die kühnen, waghalsigen Weltraumeroberer bleibt, die den fernsten Gestirnen entgegenrasen, sich mit ihren Planetensystemen vertraut machen und das Leben auf diesen fremden Himmelskörpern studieren. Eines Tages aber kehren sie zurück, um die Wissenschaft mit unschätzbar wertvollen Forschungsergebnissen zu bereichern. Nein, dem Menschen sind im Weltall keine Grenzen gesetzt, es gibt keine unerreichbaren Weiten und Milchstraßen!

Der Rückflug

7. Dezember 1977.

Die Geschwindigkeit liegt schon merklich unter der des Lichtes. Längst verloschen sind die zauberhaften Effekte der überhohen Geschwindigkeiten, und der Himmel trägt wieder sein normales Antlitz, gleich, zu

welcher Seite ich hinausschaue. Nach wie vor filme ich fast ohne Unterbrechung. Ich bin sehr weit ins Weltall vorgestoßen und sehe die Sterne von einer völlig anderen Position aus. Meine Aufnahmen werden von großer Bedeutung sein, sie werden helfen, die Entfernung bis zu den Sternen sowie ihre Anordnung innerhalb der nahen Gebiete unserer Galaxis* zu bestimmen.

4. Juni 1978.

Noch zwei Monate muß ich durchhalten.

Ich fliege heimwärts! Alles liegt hinter mir — sowohl das Bremsen als auch das Umdrehen und der erneute Anlauf. Seit zwei Wochen befinde ich mich schon auf dem Rückflug. Neun Monate Überbelastung und ein Monat Schwerelosigkeit liegen hinter mir. Ich habe keine Filme mehr, doch das schadet nichts. Das Interessanteste ist auf den Streifen gebannt. Jetzt gibt es nur eins: die Aufnahmen zur Erde bringen!

Ich fühle mich nicht wohl — rote Flecke zeichnen sich auf der Haut ab, das Herz schmerzt, ich habe Untertemperatur. Die ständige Überbelastung ist für die Gesundheit natürlich schädlich. Ich bemühe mich, mehr zu schlafen, damit die Zeit schneller vergeht, es gelingt mir jedoch selbst mit Schlafmitteln nicht recht. Sogar im tiefsten Schlummer horche ich auf den Motor. Jetzt umkommen, an der Schwelle der Rettung, des Glücks — das wäre das Schlimmste.

Ich habe Angst um meine Aufnahmen und Aufzeichnungen. Wie unsagbar schade wäre es doch, wenn niemand von meinen Entdeckungen erführe. Sollten die Wissenschaftler wenigstens davon Kenntnis er-

* Milchstraße.

halten, dann hätte das Leben einen Sinn gehabt. Man könnte sogar beruhigt sterben. Aber nein, was mache ich mir da vor! Zum Sterben ist das Leben zu schade. Wie gern möchte ich die Heimat wiedersahen, Julka, die Moskauer Straßen, die Gesichter der Menschen ...

31. Juli 1978.

Ich fliege in unser Planetensystem ein. Ich erkenne die Sonne als kleine, aber blendend grelle Diskus-scheibe. Sie erwärmt schon ein wenig die Rakete. *

2. August 1978.

Deutlich ist der Erdball zu sehen — ein herrlicher azurblauer Stern. Immer wieder weidet sich mein Auge an diesem wundervollen Anblick.

4. August 1978.

Die Erde nimmt den halben Himmel ein. Die Geschwindigkeit sinkt auf 7 km/sec. Ich gehe nieder.

Seltsame Begegnung

Aus dem Tunnel des Bahnhofsplatzes ergießt sich strahlenförmig ein schier endloser Strom von Menschen in das Moskauer Straßennetz.

„Sagen Sie mir bitte, steht das Institut für Kosmonautik noch an seinem früheren Platz?“

„Sie müssen mit der Metro bis zur Ziolkowskaja fahren,“

„Wo ist die Ziolkowskaja?“

„Ach so, Sie sind zum ersten Mal in Moskau?“

Neio, ich — es ist schon lange her. Verzeihen Sie noch eine Frage, welches Jahr haben wir jetzt?“

„Freitag, äh — wie bitte, Jahr? Haben Sie gefragt, welches Jahr?“

„Ja - Jahr ...“

„Hm - das Jahr 1989!“

„Danke schön, ich dachte es mir.*“

Der junge Mann blickte verwundert hinter dem sich entfernenden Fußgänger her, der eine dunkelblaue Kombination trug und durch sein abgemagertes Gesicht und seine ungewöhnlich lange Haarmähne auffiel. Dann, sah er auf die Uhr und ging kopfschüttelnd seinen eigenen Angelegenheiten nach.

Iljin war nur wenige Stunden vorher auf der Erde gelandet. Er hatte die Rakete auf einem Stausee vor Moskau aufgesetzt, als über dem Wasserspiegel der Morgen zu dämmern begann. Als das Raketenschiff endlich zum Stehen kam, trat tiefe Stille ein. Benommen blickte Iljin aus einer Luke, taufrische köstliche Morgenluft wehte ihm ins Gesicht. Über dem Wasser lag ein Nebelschleier, und im dunklen Wald am Ufer zwitscherten Vögel. Da klang aus der Ferne ein Pfeifsignal, die längst vergessene Stimme einer elektrischen Vorortbahn. Sonst schlief alles ringsum, der See und auch der nahe Wald. Niemand sah den einsamen Reisenden aus dem Weltall. Iljin konnte nicht warten, bis die Menschen sich den Schlaf aus den Augen rieben und aufstanden. Das Ufer war nahe. Mühe-los schwamm Iljin hinüber und stapfte durch eine sumpfige Lichtung bis in den Wald. Eine Stunde später hatte er die Eisenbahn erreicht, und nun befand er sich in Moskau.

Zwölf Jahre waren inzwischen verstrichen — nicht viel und nicht wenig. Wohin sollte er sich wenden? Nach Hause natürlich, zu Julka! Doch für Julka waren

ebenfalls zwölf Jahre vergangen. Vielleicht hat -sie ein Jahr gewartet... Nein, nein! Ein solcher „Lebensanfang“ wäre zu schwer für ihn. Es war sicherlich besser, zuerst die Freunde aufzusuchen, das Institut.

Hatte das einen Sinn? Vielleicht war sein Flug schon vergessen - ein bedauerlicher Fall in der Geschichte der Kosmonautik. Bestimmt wurde mittlerweile alles vollbracht, was ihm nicht gelang. Seine Kameraden flogen rund um den Mars, zur Venus und zu anderen Planeten des Sonnensystems. Er hinkt ihnen ein volles Dutzend Jahre hinterher. Sein Auftauchen wird zwar eine Sensation sein, aber was macht es schon für Freude, eine bloße Sensation zu sein?

Üjin kam in einen Park, setzte sich auf eine Bank und dachte, wie schon oft, über sein Schicksal nach.

Vor seinen Augen schäumte das pulsierende Leben der Hauptstadt. Ein unaufhörlicher Strom von Autos brauste in dichten Reihen über den breiten Asphalt, einander überholend - Arbeiter, Angestellte

Iljin erhob sich. Schließlich hatte er seine Zeit nicht verschlafen, sondern gearbeitet! Seine Aufnahmen und Messungen, die von ihm angelegten Kataloge sind letzten Endes für die Wissenschaft interessant und wichtig. Und der Flug? Seine Beobachtungen über das Verhältnis von Raum und Zeit? Überhaupt die Möglichkeit, einen derartigen Flug durchzuführen? Es war ja noch gar nicht erwiesen, ob die Wissenschaft hiervon überhaupt wußte.

Iljin hielt vor einer Treppenhalle und betrachtete eine Tafel mit dem Moskauer U-Bahn-Netz. Wie sich die Stadt in diesen Jahren erweitert hatte! Da war ja die Ziolkowskaja, die erste Station nach dem Pantheon. Jetzt wußte er, wie er zu fahren hatte.

Als Iljin den U-Bahn-Schacht verließ, schaute er verwundert auf. 1977 hatte sich hier eine spärlich mit Büschen und Sträuchern bewachsene Anhöhe erhoben. Jetzt aber begegneten sich an dieser Stelle drei breite Asphaltstraßen. Hochhäuser, Alleen - wie sich diese feegend verwandelt hatte!

Eine der drei Straßen hieß Kosmonautikerprospekt, wie Iljin auf einem Straßenschild las. Unwillkürlich verlangsamte er seinen Schritt und lenkte ihn in eine Lindenallee, die an hellgrauen, streng wirkenden Gebäuden entlangführte. Sie mündete in einen großen freien Platz, an den sich ein Park anschloß.

Darin stand ein weißes Gebäude mit Säulen und einer großen Glaskuppel. Iljin las: Zentralinstitut für Kosmonautik,

Er schritt eine breite Treppe hinan. In der Vorhalle ragte ein stattliches Bronzedenkmal zur Kuppel. Iljin starrte es an, sein Herz klopfte dumpf. Langsam durchquerte er die Halle und trat dicht an die Statue heran.

Auf dem Sockel, einer Rakete, stand er, Iljin, in einer Fliegerkombi, so wie er am Tage seine Abflüge ausgesehen hatte. Das Gesicht blickte ruhig zum Himmel. Auf dem Sockel waren die Buchstaben eingehauen:

ANDREJ PETROWITSCH ILJIN

Pionier des Kosmos

1938-1977

Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Um sich zu beruhigen, zählte er seinen Puls... Man hatte ihn also nicht vergessen. Und er, welcher ein Dummkopf, dachte schon... Ach, wie sein Herz pochte...

Nun, wem schon - es war nicht eben unangenehm,



sein eigenes Denkmal zu besichtigen* Lediglich das Datum müßte geändert werden, natürlich. 1977 war er nicht gestorben.

Im zweiten Stockwerk kam Iljin in einen stillen, kühlen Wandelgang. An den Türrahmen las er verschiedene Schilder: Fakultät für Astronavigation, Physikalisches Laboratorium, Fakultät für reaktive Technik, Fakultät für Radiosteuerung usw. Offensichtlich arbeiteten an diesem Institut nicht nur Forscher, sondern hier studierte bereits die junge Generation der Kosmowissenschaftler. Ein solches Institut gab es vor zwölf Jahren noch nicht.

Augenblicklich, zur Sommerszeit, standen die Hörsäle leer. Irgendwo hinter einer Tür wurde eine Lektion gehalten. Iljin lauschte.

Die bedächtige, etwas heisere Stimme kam ihm bekannt vor.

„Heute, meine Freunde“, erklärte der Lektor, „sind Sie nun zur ersten Vorlesung hierher an unser Institut gekommen. Sie wollen Sich der Weltraumfahrt widmen, diesem schweren, aber dafür auch großartigen Betätigungsfeld menschlichen Forschergeistes. Unsere Wissenschaft, die erst vor kurzer Zeit entstanden ist, fordert von allen Mitarbeitern ihr ganzes Leben, fordert Opferbereitschaft und Kühnheit. Sie wissen, daß bisher nur wenige Flüge gestartet werden konnten und daß der erste tragischerweise mit dem Tod des einzigen Passagiers endete, dem Tod meines Chefs und Freundes, des Konstrukteurs Andrej Petrowitseh Iljin.“

Rjumin? durchzuckte es Iljin. Er hatte den Redner erkannt. Die letzten Stunden vor dem Start, fest in sein Gedächtnis eingeprägt, wurden jäh in ihm wach.

„Die Ursache des Mißgeschicks, das Iljin traf, ist un- aufgeklärt geblieben*¹, fuhr Rjumin fort. „Am ehesten dürfte ^lie Vermutung zutreffen, daß die Rakete durch einen Meteoriten : beschädigt wurde. Dieser Schlag zwang uns, die gesamte Konstruktion zu überprüfen und den nächsten Flug um sechs Jahre hinauszuschieben. Das schwerste für uns ist, daß wir einen begabten Konstrukteur verloren haben, der noch vieles hätte leisten können. Man hätte für den ersten Flug nicht einen* so unersetzlichen Menschen in das Weltall senden sollenrich riet ihm davon ab und erbot mich sogar, an seiner Stelle zu fliegen. Aber Andrej Petrowitseh war ein ehrgeiziger Mensch..**

Was spricht er da? dachte Iljin. Nicht den geringsten Versuch hatte er unternommen, mich vom Flug zurückzuhalten, geschweige denn selbst zu fliegen. Im

Gegenteil, stets hatte er betont, es sei keinerlei Ursache zu Besorgnis oder Aufregung vorhanden. Was beabsichtigt er jetzt mit dieser Lüge?

In seinem Gedächtnis flackerten Einzelheiten auf. Er, Iljin, kannte Rjumin damals fünf Jahre, zu einer Freundschaft jedoch war es zwischen ihnen nicht gekommen. Rjumin war ein trockener, gewissenhafter Mensch und führte das Leben eines Sonderlings. Im Gespräch war er zurückhaltend und drückte sich so aus, daß man ihn nie beim Wort nehmen oder gar eines Fehlers überführen konnte. Iljin schätzte ihn als guten Arbeiter, dennoch konnte er sich eines leichten Unbehagens ihm gegenüber nie erwehren. Und jetzt diese Lüge. Obendrein war Rjumin für die Zeichnung verantwortlich gewesen. Er hatte sie als letzter geprüft.

„Ich bitte die hier anwesende Witwe des Helden, Julia Nikolajewna Iljina» wegen dieser Einzelheiten um Verzeihung“, fuhr der Redner fort.

In diesem Augenblick öffnete Iljin die Tür. Der von der Sonne in gleißendes gelbes Licht getauchte Hörsaal stieg gleich einer Freilichtbühne auf. Hunderte junger Augenpaare blickten aufmerksam zum Katheder, wo der alt gewordene, schwerfällige Rjumin stand. Eine hochgewachsene Frau mit einer Silbersträhne im dichten Haar saß am Präsidiumstisch. Als die Tür knarrte, schrie sie auf, stützte sich mit den Händen auf den Tisch und begann sich ganz langsam zu ergeben, ganz langsam...

Die Zuhörer wurden unruhig. Rjumins Gesicht verfinsterte sich, er blickte über die Schulter zur Tür. Plötzlich hallte ein gellender Schrei durch den Saal. Rjumin griff nach seinem Herzen und sank röchelnd nieder.

Die erschrockenen Studenten schauten bestürzt auf den am Boden liegenden Lektor und den Über ihn gebeugten Mann, der das Ideal ihres Lebens geworden war. Er schien soeben vom Sockel herabgestiegen: In der gleichen Fliegerkombi und kaum gealtert stand er vor ihnen. Nur sein Haar war völlig ergraut.

Sind wir die ersten auf dem Mars

Eine interplanetare Reportage

von Gleb Golubeto

In dieser*warmen Sommernacht dachte kaum jemand auf der Erde an Schlaf. Nicht nur die Wissenschaftler an den Teleskopen und kosmischen Radargeräten, nein, Millionen Menschen starrten so angestrengt in den sich über ihnen wölbenden Nachthimmel, daß ihnen die Augen schmerzten. Keine Wolken verdeckten die Sicht, die Sterne flimmerten. Doch nicht sie ließen die Menschen in den Himmel sehen: Irgendwo in diesem geheimnisvollen Weltall jagte ein Atomraumschiff dahin, es flog der Erde entgegen. Dieses Schiff führte — wenn nichts Unvorhergesehenes passiert war — etwas Außergewöhnliches mit sich: die nun endlich entschleierte Geheimnisse des fernen Mars.

Leise plätschern die Wellen an das flache sandige Tjfer des Aralsees. Am Kai liegt ein schneeweißer Düsenkutter in Alarmbereitschaft. Die an Deck umherstehenden Menschen warten schweigend auf das Einsatzzeichen und blicken ebenfalls aufs äußerste gespannt in das allmählich heller werdende Firmament,

Da taucht über ihnen ein Silberpünktchen auf •. Das Raumschiff! Wie ein Meteor leuchtet es in den ersten Sonnenstrahlen, den Strahlen, die unsere Erdoberfläche noch gar nicht erreicht haben.

„Setze zur Landung an! Setze zur Landung an!*
dröhnt eine erregte Stimme aus den Lautsprechern.

Das Raumschiff fährt die Bremsflügel aus, es ähnelt jetzt einem gewöhnlichen Raketenflugzeug. Man vermag es einfach nicht zu glauben, daß dieses wissenschaftliche und technische Wunderwerk noch vor einer Stunde durch die interplanetare Wüste raste.

Jetzt, nach unglaublich kurzer Zeit, berührt der Silbervogel bereits den Wasserspiegel. Riesige Fontänen und Wasserdampfwolken steigen hoch. Er hüpfte wie ein Wellenreiter, für Sekunden ist er in Gischt gehüllt. Dann hält er an. Der Düsenkutter fährt zu ihm. In sanftem Rhythmus schaukelt das Raumschiff auf der im ersten Sonnenlicht aufblinkenden blauen Wasserfläche.

Den Leuten auf Deck zittern vor Erregung die Hände: Öffnet sich die luftdicht geschlossene Kabinenluke noch immer nicht? Es dauert quälend lange. Doch da rollt sie geräuschlos auf, und schon hört man die erregten Stimmen der Weltraumfahrer. Sie scheinen sich zu streiten.

„Aber nein, erlauben Sie schon, Professor *..“

„Und ich sage Ihnen, daß es ganz unmöglich ist. Sie konnten gar nicht von der Venus zum Mars fliegen!“

Die Wissenschaftler, Reporter und Beamten an Deck des Düsenkutters blicken sich erstaunt an.

„Sie streiten sich — das heißt also, sie sind am Leben“, sagt irgend jemand, und alle lachen, während die beiden Streithähne bereits aus der Luke klettern. Aha, also die Professoren Lobanow und Satpajew. Der erstere streckt kampflustig seinen silbergrauen Bart vor, der letztere schwenkt fröhlich den Helm über seinem Kahlkopf, Ihnen folgt der Sonderkorrespondent

der Zeitschrift „Rund um die Welt“, Michail Kostin, der sich mit seinen breiten Schultern mühsam durch die schmale Luke zwängt, sorgsam bedacht, daß seinem Fotoapparat nichts geschieht. An der rechten Wange trägt Kostin eine frische Schnittwunde. Wahrscheinlich hat er sich noch kurz vor der Landung rasiert, um würdig *den* Erdball zu betreten.

Als letzte verlassen der Kommandeur der Plugexpedition, Ingenieur Sasonow, und der Navigator Martschenko die Kabine. Ihre Gesichter strahlen Freude aus, aber auch Müdigkeit und eine merkliche Blässe sind darin gezeichnet. Dutzende Arme strecken sich den Piloten entgegen und helfen ihnen an Bord des Kutters.

Sofort sind sie von allen Seiten umringt, prasseln Fragen auf sie nieder. Keiner kann erwarten zu erfahren, was die Weltraumfahrer auf dem sagenumwobenen Mars erlebt haben. Doch noch ist nicht Zeit zu « Antworten. Die Ärzte sind unerbittlich: nach einer Weltraumfahrt muß der Organismus vor den gefährlichen Folgen der kosmischen Strahlung geschützt werden, der die tapfere Besatzung auf ihrem gigantischen Flug ständig ausgesetzt war. Dazu ist ein Aufenthalt in speziell dafür hergerichteten Kammern unerläßlich. Haben doch die bisher unternommenen Mondreisefür zur Genüge bewiesen, daß ein derartiger Schutz notwendig ist*

So bleibt *den* Männern nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Dennoch gelingt es Michail Kostin, uns hinter dem Rücken der Ärzte ein Paket zuzustecken, das er „in weiser Voraussicht“ vor der Landung zurechtgemacht hatte. „Kurzer Bericht und Film sind darin“ ruft er uns noch zu. „Aber vorsichtig entwickeln!“

Nun liegt die erste kurze Reportage eines Sonderkorrespondenten vom Flug zum Mars vor. Die Aufnahmen sind natürlich nicht alle gut geworden, nur einige davon können veröffentlicht werden. Doch wollen wir damit warten, bis Kostin aus der Druckkammer kommt. Wir wissen nicht bei allen, was sie darstellen.

So aber sehen die Reisenotizen aus, die Michail Kostin der Presse übergeben hat und die schon wenige Stunden später von fast allen Zeitungen der Welt wörtlich abgedruckt wurden:

Über den Start von der Außenstation, dem Raketrodrom, brauche ich nichts zu berichten, denn von diesen künstlichen Trabanten ist in allen Zeitungen und Zeitschriften geschrieben worden; außerdem werden wohl die meisten dieses Schauspiel auf den Bildschirmen im Fernsehen verfolgt haben. Der Flug selbst ist schon längst nichts Neues mehr. Viel gibt es nicht darüber zu erzählen. Es ist gleich, wohin man fliegt: zum Mars oder zum Mond. Der Unterschied besteht lediglich in der Flugdauer.

In mehreren Tagen haben wir bereits einen großen Teil der Strecke zum Mars zurückgelegt. Jetzt, zur Zeit der großen Opposition, trennen ihn „ganze“ 55 Millionen Kilometer von der Erde. Um Brennstoff zu sparen, sind wir nicht direkt auf ihn zugeflogen, sondern haben uns unserem Ziel in einer Ellipsenbahn genähert. Wenn wir rund 80 Millionen Kilometer bewältigt haben, werden wir den Mars an einem bestimmten, genau berechneten Punkt seiner Bahn abfangen.

Festgeschnallt sitzen wir in den Sesseln, um in unserer Welt der Schwerelosigkeit nicht durch eine Unvorsichtige Bewegung zur Decke emporzufliegen. In

unseren Raumanzügen sehen wir wie Taucher aus, die aus irgendeinem Grund in einen merkwürdigen Raum verschlagen wurden. Es ist streng verboten, die Anzüge abzulegen, denn jede Sekunde kann es geschehen, daß ein durch den Weltraum rasender Meteor die Wand durchschlägt und die kostbare Luft in den interplanetaren Raum entweichen läßt. Vor großen Meteoren jedoch ist unser Weltraumschiff durch eine automatische Atomkanone geschützt, die mit ihren Radarstrahlen den „Feind“ selbst auf Dutzende Kilometer ausmacht und ihn in tausend Stücke schießt, noch bevor er sich uns nähert.

Zweimal begegnen wir großen Meteorschwärmen, und einmal müssen wir sogar unseren Kurs ändern. Obwohl die Abweichung nur gering ist, haben Kommandeur und Navigator dadurch nicht wenig Mühe, wieder auf die mathematisch berechnete Bahn zu gelangen. Denn würden wir uns beim Rendezvous mit dem Mars an der vorgesehenen Stelle auch nur um eine Minute verspäten, so rast er uns in dieser Zeit um mehr als 1400 Kilometer davon!

Doch jetzt verläuft unsere Flugbahn wieder normal. Die leise zitternden Nadeln und Zeiger der Geräte bestätigen es. Verloschen sind die roten Alarmlämpchen am Schaltpult*. Der Navigator schlägt erneut das beiseite gelegte Buch auf und vertieft sich darin. Obwohl nur das Allernotwendigste mitgenommen werden durfte, hat es der Schlaufuchs verstanden, eine beträchtliche Anzahl Bücher „einzuschmuggeln“. Nun liest er die ganze Zeit. Zu tun bleibt ihm ohnehin nicht viel. Präzise arbeitende Automaten überwachen aufmerksam den Flug.

Offen gesagt, ist dieses Fliegen sterbenslangweilig.

Der Kommandeur des Weltraumschiffs, Pawel Petrowitsch Sasonow, schläft in seinem Sessel. Er hat die Lehne zurückgeklappt. Die einzige Abwechslung ist der ewige Streit unserer Professoren Iwan Petrowitsch Lobanow und Maxim Gerassimowitsch Satpajew. Jetzt aber hüllen auch sie sich in Schweigen. Ich versuche ö! in das verglimmende Feuer zu gießen und sage nachdenklich:

„Wird bestimmt interessant sein, was wir auf dem Mars zu sehen bekommen!“

Satpajew beißt sofort an.

„Was sollen wir schon sehen? Wüste, Öde, Tod, Leere, Ist doch alles längst bekannt.*

„Weshalb fliegen Sie denn aber dorthin? Darf ich das, mit Verlaub, erfahren?“ Lobanow reckt seinen eckig geschnittenen Bart vor.

„Um das endgültig zu beweisen“, antwortete Satpajew gelassen. „Aber in Ihrem Alter zum Mars zu fliegen, wegen mystischer Verißmeinnichtblümchen — das ist Abenteurertum.“

„Lieber Kollege“, braust Lobanow auf, „ich bitte, nicht in solchem Ton von Dingen zu sprechen, von denen Sie keine Ahnung haben. Stellen Sie lieber Ihr Gradnetz der interplanetaren Materie zusammen, und lassen Sie die Hände von der Astrobiologie.“

„Gradmessung — das ist wenigstens eine Wissenschaft, Aber bei Ihnen — verzeihen Sie — ist alles Vermutung: Leben auf dem Mars? Kanäle? Meine Kollegen sagen, daß auf dem Mars eine mittlere Bodentemperatur von minus zwanzig bis minus dreißig Grad herrscht. In seiner dünnen Atmosphäre ist so wenig Sauerstoff enthalten, daß man ihn nicht einmal sicher nachweisen kann. Dafür gibt es aber doppelt soviel Kohlendioxyd

wie auf der Erde. Wasser besitzt der gesamte Planet kaum mehr als unser Ladogasee. Und Sie wollen dort Vergißmeinnicht pflücken oder vielleicht sogar Marsianer antreffen?"

„Ich will nicht weiter streiten!*" ruft Lobanow und versucht vom Sessel aufzustehen. Die Riemen hindern ihn aber daran. Ungeduldig schnallt er sie ab und hängt plötzlich in der Luft.

Satpajew winkt mit der Hand ab und schließt die Augen, um etwas einzunicken. Ich mische mich jedoch erneut ein:

„Ja, was denn, es ist doch durchaus möglich, daß wir auf dem Mars denkende Wesen antreffen. Bestimmt werden sie so an ihre heimischen Bedingungen gewöhnt sein, daß sie höchst verwundert sind, wie wir auf dem schrecklichen Planeten Erde leben können."

Lobanow, der noch immer an der Decke „klettert", stößt nur ein Fauchen aus, während Satpajew mit gespieltem Erstaunen fragt:

„Aber, aber, Sie blinder Passagier! Sie belieben zu scherzen. Zeigen Sie mir doch erst einmal Ihre Flugkarte, wenn ich bitten darf! Oder wir werfen Sie über Bord...*"

So hatte mich Satpajew schon auf der Erde genannt. Alle Zeitungen, sogar die Provinzblätter, träumten davon, einen Sonderberichterstatte mit dem Weltraumschiff zum Mars zu schicken. Ich erhielt den Auftrag nur deshalb, weil ich mich ganz leidlich in den Funkgeräten auskenne, weil ich etwas vom Zeichnen und Fotografieren verstehe und außerdem die Erfahrungen zweier Mondflüge besitze.

Da, noch während unseres Streits, erklingt ein feiner, heller Summton. Sofort ist alles hellwach, das Ge-

sprach verstummt. Wir sind in den Bereich der Schwerkraft unseres Zielplaneten gelangt.

Die Bullaugenklappen sind geöffnet. Wir drücken unsere Köpfe an das dicke Quarzglas. Die riesige rötliche Kugel des Mars nimmt jetzt fast das ganze Bullauge ein. Sie dreht sich ganz langsam, aber daß sie sich überhaupt dreht, ist ein unglaublich merkwürdiger Anblick. Vor unseren Augen schweben uns von den Marslandkarten her bekannte Flecke vorüber: das Mare Chronium, dessen Buchten tief in das Festland einschneiden, das Mare Cimmerroxn und Mare Tyrrenum.

Jetzt sind auch deutlich die weißen Polkappen sichtbar und blenden die Augen, Ist das Schnee oder Eis oder verhärtete Kohlensäure? Müßige Fragen, bald werden wir es wissen.

Da sind auch die Kanäle! Ob es sich wirklich um richtige Kanäle handelt, die von Marsianern zur Bewässerung ihrer Felder angelegt wurden, wie dies Schiaparelli, Lowell und andere Astronomen behaupteten? Oder sind es einfach Risse in der Marsrinde, Spuren von Meteoriteneinschlägen, Vulkanausbrüchen, Boden Verschiebungen? Aber warum sind sie nirgendwo von Sand verschüttet?

Schon vor hundert Jahren stritten die Gelehrten über die rätselhaften Kanäle auf dem Mars. Und jetzt werden wir sie mit eigenen Augen sehen.

Unser Raumschiff taucht in eine violette Wolke ein* Es rauscht und knistert, wie dünnes Eis unter dem Steven eines Wasserfahrzeuges. Diese Wolke ist auch in der Tat eine Eiswolke: sie besteht aber nicht aus dem uns bekannten gefrorenen Wasser, sondern aus Kohlensäurekristallen.

Weiter rast der unheimliche Stern auf uns zu. Jetzt sieht man schon deutlich, daß die Kanäle gar nicht geradlinig verlaufen, sondern gewunden, miteinander verflochten, von Streifen „rostiger Erde“ unterbrochen. Was mögen sie darstellen?

Doch jetzt ist keine Zeit, darüber nachzudenken. Unsere Rakete gibt mit den Düsen „Gegendampf“ und setzt zum Bremsgleitflug an, der uns in immer noch rasender Geschwindigkeit dem Planeten näher bringt. Wütend heulen die Zyklotronen auf. Ich fühle, wie mein Körper wieder schwer wird wie Blei. Die Überbelastung tritt ein. Alles Blut scheint in den Kopf gepreßt zu werden, die Augen können nichts mehr klar erkennen, sie blicken wie durch einen Nebel.

Auf dem Schirm des Radargerätes huschen bläulich« Schatten hin und her, die einander blitzartig jagen. Die Leuchtziffern des Höhenmessers flimmern immer wieder auf: 200 Kilometer, 150, 100, 70, 40...

Da — ein starker Aufprall, gleich darauf Stille, unheimlich in den Ohren haftende Totenstille. *Wir sind auf dem Mars!*

Das Geheimnis der Kanals

Nun stehen wir auf der marsianischen „Erde“. Ringsum, so weit das Auge reicht, breitet sich, einem Parkettfußboden gleich, flache, trostlose Ebene aus. Der Vergleich mit dem Parkett ist, so glaube ich, ganz treffend, der gesamte Boden ist mit einem Netz von Rissen überzogen. Die Luft schimmert rötlich, sie ist von feinem Staub durchsetzt. Matt leuchtet eine purpurrote, ungewöhnlich kleine Sonne hindurch. Der

Himmel ist dunkelblau, wie bei einer Mondnacht auf unserer heimatlichen Erde. Große, klare Sterne funkeln hernieder.

So wunderbar und sonderbar diese fremdartige Welt auch sein mag, ich kann mich dennoch des Gefühls nicht erwehren, eine solche eintönige Landschaft schon irgendwo gesehen zu haben. Ja, natürlich — sie erinnert mich an die Takyren, die ausgetrockneten Salzseen, auf die ich des Öfteren während meiner Reisen durch die Wüsten Mittelasiens gestoßen war.

Ungewöhnlich nah wirkt der Horizont. Das ist keineswegs eine optische Täuschung. Der Mars ist erheblich kleiner als die Erde, daher empfindet man seine Kugelgestalt auch stärker. Alles, was weiter als vier Kilometer entfernt liegt, bleibt den Augen hinter der Krümmung des Planeten verborgen.

Wir sehen also nicht weiter als vier Kilometer, Was aber liegt hinter dem Horizont? Bevor wir jedoch unseren Streifzug durch die Marslandschaft beginnen können, müssen die Geräte aufgestellt werden, eine Arbeit, die mehrere Stunden in Anspruch nimmt.

Professor Satpajew macht schließlich feierlich die erste Eintragung in sein „Meteorologisches Tagebuch“: „12. August 1983, 14.10 Uhr Moskauer Zeit. Lufttemperatur — 22 Grad Celsius ... Das ist der Marsfrühling. Auf der Südhalbkugel, auf der wir planmäßig gelandet sind, ist er in vollem Gange. Doch es geht inzwischen auf den Abend zu, und die Temperatur sinkt schnell!“

Wir setzen die Beobachtungen fast die ganze Nacht fort, *die* aber sehr rasch vergeht. Mit dem Dunkelwerden tauchen am Himmel die beiden Marsmonde Phobos und Deimos auf. „Angst“ und „Schrecken**“ heißen sie auch — als würdige Gefährten eines Kriegs-



gottes. Der kleine Deimos erscheint nicht größer als ein Stern, während Phobos an den Mond erinnert, obwohl die Mondsichel der guten Mutter Erde dreimal größer ist. Doch verhält sich dieser Marsmond sehr eigenartig: Er geht im Westen auf, durchheilt den Zenit und sinkt im Osten. Seine Umlaufgeschwindigkeit ist so groß, daß er die Marskugel schneller umkreist, als diese sich um ihre eigene Achse dreht. Auf diese Weise vermag Phobos an den langen Winternächten dreimal den gesamten Marshimmel zu durchlaufen.

Zur Dämmerzeit sinkt die Temperatur jäh auf vierzig Grad Kälte.

„Da haben Sie Ihre Vergißmeinnicht!“ ruft Satpajew mit einem giftigen Seitenblick zu Lobanow.

Doch jetzt ist keine Zeit zu Streitereien. Alle Stunden messen die Wissenschaftler Boden- und Lufttemperatur und vor allem den Feuchtigkeitsgehalt, der wesentlich höher liegt, als man annahm. An einigen

Stellen werden im Licht der Scheinwerferkegel Bodenproben entnommen.

Frühmorgens endlich begeben wir uns zu dritt zum ersten Ausmarsch — Sasonow, Lobanow und ich. Marstchenko und Satpajew bleiben am Standort zurüde.

An Hand der Karte errechnen wir, daß es bis zum nächsten Kanal etwa zwanzig Kilometer sein müssen. Wir marschieren in dieser Richtung los. Trotz der schweren Anzüge und Geräte bewegen wir uns verhältnismäßig rasch vorwärts. Auf dem Mars ist die Schwerkraft ja fast dreimal geringer als bei uns auf der Erde. Deshalb erinnern unsere Schritte hier auch mehr an Sprünge.

Auf dem festen Boden läßt es sich noch leicht laufen. Doch bald wird das Gelände ungleichmäßiger, unebener. Stellenweise versinken wir in Höhlungen und Verwehungen aus feinem rotbraunem Staub.

„Sehen Sie nur“, sagt plötzlich Lobanow, aus irgendeinem Grund im Flüsterton, und zupft mich am Ärmel. „Dort sind doch Bäume!“

Grünlich violette zackige Zweige ragen in einiger Entfernung auf. Sollten das wirklich Bäume sein? Hüpfend eilen wir auf sie zu. Jetzt können wir sie schon deutlicher sehen. Wahrhaftig, es sind Pflanzen! Zwar keine Bäume, sondern eher Kakteen, die ähnlich aussehen wie die in den steinigen Wüsten Mexikos. Nur sind die Marskakteen mit einer dicken, schillernen Rinde überzogen. Die Schößlinge, die wie verstümmelte Hände aussehen und eine eigenartige violette Färbung besitzen, sind nach einer Seite gerichtet *fc* zur Sonne hin. Die Borkenrinde dieser Marspflanzen, der ersten auf unserem Weg, ist so fest, daß es uns nur unter großer Mühe gelingt, einige Stücke abzuschlagen.

Solange unser Professor die „Kakteen“ zeichnet, steigen der Kommandeur und ich auf einen kleinen Hügel. Ein wundervoller Anblick bietet sich uns.

Wir schauen in einen großen Talkessel, der sich durch seine Färbung inmitten der rötlichen Wüstenei wohltuend abhebt. Er schimmert graublau unter einer leichten Nebelschicht. Sollten sich die Wissenschaftler geirrt haben, liegt tatsächlich ein Meer oder ein See vor uns — Wasser?

Wir rufen Lobanow zu und laufen den Hügel hinunter in das Tal. Mit jedem Schritt erkennen wir deutlicher, daß es sich hier nicht um Wasser handelt. Einander überholend, erreichen wir schließlich den Rand des Talkessels und stürzen gleichsam aus der mittelasiatischen Wüste übergangslos in die Tundra!

Ein niedriger Strauch mit graublauen winzigen Blättern rankt sich platt über den Boden. Eine Moosart wächst hier auch. An einzelnen Stellen ragen merkwürdige stachelige Stöcke daraus hervor, deren Stacheln ebenfalls himmelblau sind.

„Das ist der Marswald!“ ruft der Professor begeistert aus. „Also hat Gawriil Adrianowitsch Tichow mit seiner Hypothese recht behalten: Auf dem Mars existiert eine Pflanzenwelt. Sehen Sie nur, alle Gewächse tragen diese graublaue Schutzfarbe, um ihre Wärme nicht unnützerweise zu vergeuden.“

Lobanow hockt sich nieder, murmelt irgendwelche Fachausdrücke vor sich hin und vergißt alles ringsum, bis auf diese kahlen, aber wuridersam widerstandsfähigen winzigen „Bäume“, die bei einer Temperatur von minus zehn Grad grünen. Man müßte hier eigentlich sagen „blauen“.

Und wieder ertappe ich mich bei dem Gefühl, diese

Gewächse, so ungewöhnlich sie auch sind, irgendwo schon einmal gesehen zu haben. Diese bläuliche Farbe besitzt das Karagangebüsch in den Bergen des Tianschan, während man in den Tälern des Pamir und des Altai ganze Wiesen derartiger „marsianischer“ Pflanzen bläulichvioletter Tönung findet. Es ist doch gut, daß man viel umhergereist ist!

Rasch helfen wir dem Professor, ein Herbarium anzulegen — das erste Herbarium mit Marspflanzen! Ständig mahnen und drängen wir ihn:

„Der Kanal! Wir müssen uns einen Marskanal ansehen.“

„Was gibt's dort schon Interessantes zu sehen!“ widerspricht der Professor und zuckt verächtlich die Schultern.

„Aha! Jetzt fangen Sie genauso an wie Ihr Kollege Satpajew.“ Sasonow lacht.

Lobanow blickt ihn böse an, steht aber endlich auf und macht sich auf die Beine, wobei er sich immer wieder nach dem zwerghaften Wald umsieht. Wir kommen an mehreren kleineren Hügeln vorbei, ohne allerdings einen Kanal zu entdecken. Statt dessen öffnet sich vor uns ein neues graublaues Tal, das sich bis zum Horizont hinreckt

„Das verstehe ich nicht“, sagt Sasonow nachdenklich und dreht die Karte hin und her. „Wir müßten ihn doch schon erreicht haben. Oder haben wir die falsche Richtung eingeschlagen? Haben wir uns verirrt?“

„Aber da ist doch der Kanal!“ ruft Lobanow plötzlich aus. „Wir sind schon so daran gewöhnt, ihn aus der Ferne zu betrachten, daß wir auch nur nach schnurgeraden Linien Ausschau halten! Aber von unserem irdischen, besser Marsstandpunkt aus sehen wir nicht einmal das andere Ufer des Kanals. Einige von ihnen

sind ja dreihundert Kilometer breit! Es ist also eine breite Erd- oder, besser, Marsspalte, an deren Rand wir stehen, sie ist - einer der Kanäle."

„Aber was mag es gewesen sein?" frage ich erstaunt. „Ein künstlich ausgeworfener Kanal oder einfach ein breiter ausgetrockneter Wasserarm, der im Frühjahr das von den Polkappen tauende wenige Wasser trägt?"

Der Professor zuckt mit den Schultern.

„Oas läßt sich nicht auf Anhieb feststellen. Ich flog im Flugzeug über die Wüsten Mittelasiens. Die alten Kanalstraßen dort sind auch ausgetrocknete Flußbetten, im Laufe der Zeit geebnet und geglättet. Das Bett des Usboi sieht von großer Höhe wie ein gradliniger künstlicher Kanal aus. Keine Hast, meine Lieben. Unsere erste Feststellung ist: Die Marskanäle sind - wie viele Wissenschaftler ganz richtig vermutet haben - Niederungen, die eine Vegetation aufweisen. Vor uns liegt der Marswald. Kommt, wollen wir doch einmal hineinspazieren!"

Wir laufen durch den Wald, der uns gerade bis an die Knie reicht. Die Füße federn leicht auf dem weichen Moostepich. Etwas flimmert zwischen den Ästen. Ich beuge mich nieder: Eine kleine Pfütze mit trübem Wasser. Wir füllen einige stählerne Zylinder damit. Sie sind so eingerichtet, daß sich die chemische Zusammensetzung des Wassers beim Rückflug zur Erde nicht verändert. Dort können die Chemiker das Marswasser in Ruhe studieren.

Ich bücke mich, um eine weitere Probe aus der Pfütze zu nehmen, als mir plötzlich der Zylinder um ein Haar aus der Hand gefallen wäre: aus dem Gestrüpp eines Strauches blickt mich ein unheimliches, starres Augenpaar an.

Ein Samum

Ich bin in diesem Moment so überrascht, daß mir gar nicht der Gedanke kommt, meine Gefährten herbeizurufen. Mir fällt auch nicht ein, daß dieses fremdartige Wesen wahrscheinlich überhaupt nicht in der Lage ist, meine Stimme zu vernehmen. Es besitzt ja nicht wie wir den Helm mit Empfangsantenne und Sendestation. Ich beschließe, auf eigene Faust zu handeln - und verderbe die ganze Geschichte.

Es geht schneller, als ich es beschreiben kann. Ohne zu überlegen, stürze ich nach vorn. Doch im Nu ist dieses seltsame Tier verschwunden. Ich bemerke gerade noch, daß es die Ausmaße eines Schäferhundes hat und lange Beine wie eine Springmaus. Ein Fell von dichter dunkler Wolle mit einem bläulich metallischen Schimmer bedeckt es. Auf den Hinterläufen federnd, vollführt das merkwürdige Tier gigantische Sprünge, es flieht.

Da - endlich bemerken es auch meine Gefährten. Aus den Sträuchern schießen plötzlich noch mehr solcher Lebewesen hervor und springen in wildem Durcheinander nach allen Seiten davon, wir r- In einem ebensolchen Durcheinander - hinter ihnen her.

Für Sekundenbruchteile halte ich inne und fotografiere. Gelingt die Aufnahme, wird später unser verehrter Professor seinen Spaß daran haben: Er hüpfte wie ein Bub umher, so leicht fällt hier jeder Schritt.

Vielleicht hätten wir doch noch eines dieser geheimnisvollen Springtiere gefangen, da aber überfällt uns ein gewaltiges Naturereignis.

Als ich mein Gesicht nach Osten wende, sehe Idi plötzlich ein ungewöhnliches Bild. Der ganze Horizont



ist mit einer riesigen gelben Wolke bedeckt, so dicht, als sei plötzlich eine bis zum Himmel reichende feste Wand emporgewachsen.

„Was ist das dort? Sehen Sie, da im Osten, die Wand!* rufe ich aufgeregt meinen Freunden zu, die noch immer Jagd auf die merkwürdigen Tiere machen, Sie bleiben ebenso überrascht und erschreckt stehen.

„Ein Samum! Das ist ein Samum!“ schreit Sasonow. „Sie sind manchmal so gewaltig und verheerend, daß man sie sogar in den Teleskopen von der Erde aus erkennen kann. Sucht einen Spalt! Wir müssen Schutz suchen, oder wir sind verloren.“

Aufgeregt und ziellos rennen wir umher, suchen nach einer Erdspalte* einer Höhle oder einem Loch, in



das wir uns verkriechen können. Aber wir schafften es nicht mehr.

Ein Wirbelsturm schleudert mich mit aller Wucht zu Boden. Nur die federnden Zweige der Sträucher retten mich vor Verletzungen. Etwas Schweres stürzt auf mich herab, so, als geriete ich plötzlich unter den reißenden Strahl eines Wasserfalls. Feiner roter Sand verklebt meinen Helm und drückt mich an die Erde» Mit unverminderter Heftigkeit prasselt der rote Sand rrrfder und schüttet alles zu. Angst steigt in mir hoch: Werde ich in dieser Sand verwehung begraben? Ich versuche mich zu erheben, reiße meine Kräfte zusammen — vergeblich.

Ein rätselhafter Fund

„Gruppe Sasonow, wo sind Sie, wo sind Sie? Antworten Sie! Was ist passiert? Weshalb schweigen Sie?“ höre ich plötzlich in meinen Kopfhörern die besorgte Stimme Professor Satpajews.

Gleich darauf antwortet Sasonow unserem Raumschiff:

„Sind in Samum geraten. Kostin und Lobanow verschüttet. Ich suche sie.“

„Wird Hilfe benötigt?“

„Vorläufig nicht“, antwortete Sasonow. „Aber laßt die Verbindung nicht abreißen.“

Die vertrauten Stimmen flößen mir neue Kraft ein. Langsam, unter großen Anstrengungen rudere ich mit den Armen. Der Druck läßt nach. Ich schaufle mit den Händen den Sand von mir. Schon kann ich mich auf die Knie erheben... In diesem Augenblick packt mich jemand am Arm und zieht mich hoch.

„Er lebt!“ ruft Sasonow freudig aus und hilft mir, den Sand abzuklopfen. „Ich habe gesehen, wie sich der Sand bewegte. Aber wo steckt Lobanow?“

Wir blickten uns um. Der rasende Samum hat alles zugeweht. Von einem Walde ist nichts mehr zu sehen, so dick liegt die Sandschicht. Nichts mehr unterscheidet den Kanal von einer unfruchtbaren Einöde.

Aber wo ist unser Professor? Wir machen uns auf die Suche. Ununterbrochen funken unsere Hufe. Zweimal schien es mir, als bewege sich eine Sandstelle. Wir stürzen hin, wühlen wie die Besessenen, jedoch vergebens: Professor Lobanow ist nicht zu finden. Eine Viertelstunde vergeht, die nächste, die dritte.

„Wo ist Lobanow?“ klingt die besorgte Stimme Sat-

pajews vom Raumschiff. „Was wühlt Ihr herum? Hoffentlich ist sein Sauerstoffapparat in Ordnung. Er wird doch nicht ersticken?“

Plötzlich vernehme ich im Äther ein leises, schwaches Stöhnen.

„Hören Sie, Pawel Petrowitsch?“ rufe ich Sasonow zu.

„Ja. Aber wo kann er sein?“

„Ich entsinne mich gut, daß er bei der Jagd auf die Springtiere hinter uns zurückblieb. Wir müssen dort suchen, wo ich ihn zuletzt gesehen habe, auf der kleinen Waldinsel“, schlage ich vor.

Gesagt, getan. Hier fällt das Suchen leichter, weil der feste Boden den Staub nicht hält. Er hat nur die Risse und Spalten gefüllt, und wir beginnen systematisch in ihnen zu graben.

„Macht schneller!“ drängt uns Satpajew in banger Sorge um seinen Freund und Streitgenossen.

Endlich stößt meine Hand auf etwas Festes: einen Schuh mit Stahlsohle. Einige Minuten später haben wir unseren Professor ausgegraben. Er ist ohne Bewußtsein, an der Schläfe entdecken wir eine blutunterlaufene Stelle, in seinem Bart und am Kragen der Raumkombination klebt verkrustetes Blut. Wenn man ihm nur den Helm abnehmen und die Wunde verbinden könnte! So bleibt uns nichts weiter übrig, als ihn schnellstens zum Raketenschiff zurückzubringen.

Vorsichtig heben wir den Professor auf und machen uns auf den Rückweg. Als wir in das Kanalbett kommen, scheint mir, als bewege sich der Sand an einer Stelle, gradeso, als wolle sich jemand herauswinden. Ich teile meine Entdeckung aufgeregt Sasonow mit.

„Halluzinationen, lieber Freund, Sie sind einfach übermüdet“, erklärt er. „Wer soll schon darunter sein?“

Doch der Sand bewegt sich jetzt ganz deutlich. Alle beide machen wir nun diese Wahrnehmung, hier, dort, gleich an mehreren Stellen, Wir sehen uns an. legen den Professor behutsam zu Boden und sind in ein paar Sätzen an der Stelle.

„Eine Schlange!“ schreie ich.

Aber nein, es ist gar keine Schlange. Es sind die sich auf Schlangenart durch den Sand windenden bläulichen Zweige der verschütteten Pflanzen. Welch wundersame Kraft des Lebens! denke ich. Weder die Kälte noch die Trockenheit, noch *die* schrecklichen Sandstürme können diesen zwerghaften, unansehnlichen Marspflanzen etwas anhaben. Sie bahnen sich ihren Weg zum Licht, und morgen ist hier wieder „blauer“ Wald, so, als wäre nichts geschehen. Selbst der schreckliche Samum ist nicht in der Lage, die Kanäle des Mars hinwegzufegen,

„Wo seid ihr, Freunde?“ ruft da die schwache Stimme Lobanows und jagt uns einen gehörigen Schreck ein.

Wir eilen zu ihm. Er ist inzwischen zu sich gekommen und versucht aufzustehen. Aber so sehr er sich wehrt, wir nehmen ihn erneut auf die Arme und tragen ihn.

Jetzt gehen wir schnurstracks geradeaus, den kürzesten Weg, über mehrere leicht ansteigende, von den Stürmen glattgefegte Hügel. Öde und kahl sind sie, nur selten treffen wir *in* den kleinen Tälern dazwischen riesenhafte Kakteen an.

< „Haltet mal!“ ruft Lobanow plötzlich. „Dort ist etwas Neues. Eine solche Pflanze habe ich hier noch nicht gesehen!“

Wir bleiben stehen und schauen in die von Lobanow

gezeigte Richtung. Vom düster orangefarbenen Sonnenuntergang hebt sich ein noerkwürdiges «Gebilde ab. Ein Baum? Der Abendhimmel schimmert hindurch. Die Umrisse dieses Phänomens sind bewundernswert symmetrisch, wie sie in der Natur kaum anzutreffen sind. „Wir müssen uns das ansehen“, sagt der Professor entschlossen.

„Morgen werden wir hierher zurückkehren.^{1*}

„Nein, sofort! Was schleppt ihr mich überhaupt so, bin ich denn ein kleines Kind?“ ruft er plötzlich empört, „Ich kann schon selbst laufen!“

Lobanow reißt sich aus unseren Armen und schwankt auf den seltsamen Baum zu. Uns bleibt nichts anderes übrig, als hinter ihm herzulaufen. Wir nehmen den unerbittlichen Professor unter die Arme und stapfen durch den rötlichen Sand, ohne die Augen von dem Baum zu lassen. Je näher wir kommen, desto ungewöhnlicher wirkt er. Es scheint eher ein Turm zu sein, aus eigenartig ineinander verflochtenen Balken und Stangen. Solche Bäume kann es gar nicht geben, wenngleich hier auf dem Mars ...

„Das ist kein Baum“, sagt plötzlich unser Kommandeur leise. „Das hat nicht die Natur geschaffen!“

Wir beschleunigen unseren Schritt. Als wir am Fuß des äußerst merkwürdigen Gebildes angelangt sind, sehen wir, es ist wahrhaftig kein Baum, sondern ein hoch in den Himmel ragender, sich nach oben verjüngender Gitterturm aus einem unbekanntem Material, weder Metall noch Kunststoff. Die Träger und Verstrebungen sehen stellenweise verbrannt aus, schwarz **und** vielfach zerrissen.

„Nach meiner Ansicht ist das ein Startkatapultturm für den Abflug einer Rakete“, erklärt Sasonow schließ-



Heb. „Oder etwas Ähnliches. Von hier aus ist ein Abflug erfolgt, nichts anderes!“

„E)as heißt also, daß wir nicht die ersten auf dem Mars sind?“ platze ich heraus.

Lobanow zuckt mit den Schultern.

„Wahrscheinlich. Vielleicht ist ein Marsianer damit weggeflogen ? Immerhin müßte der Abflug vor höchstens einem halben Jahrhundert erfolgt sein, andernfalls hätte der Sturm alles zerstört. Das bedeutet, daß vor uns Gäste aus dem All, wahrscheinlich von einem anderen Planeten, hier weilten...“

Unwillkürlich blicken wir uns um, als hofften wir einen der

unbekannten Fremden zu sehen, die diesen Turm errichtet haben. Doch alles ist nach wie vor leer und still. Hinter den Hügeln verglüht die flammenc\rote Sonne, und durch ihre Strahlen, wie hinter einem orangefarbenen Dunstschleier, schimmert der blaue Stern unserer heimatlichen Erde ...

Wie zeichnet man das eigentlich?

So hat sicherlich schon mancher von euch gefragt, wenn er da» gegenüberliegende Haus oder den Kopf der Schwester zeichnen wollt«»

Doch meistens stimmt irgend etwas nicht. Entweder es gelingt euch nicht, die verschiedenen Entfernungen richtig zu zeichnen, oder ihr findet für einen Sonnenuntergang nicht die Farben, die mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Mit den gleichen Problemen hat sich auch Kolja Dmitrijew herumgeplagt, ehe er ein großer Künstler wurde. Sein Leben und sein Werk werden in dem schönen Buch geschildert:

LEW CAS SIL



EIN FRÜHER AUFSTIEG

186 Seiten • 8 FarbUfotn and 29 Blustrationen • Ganzleinen 8,80 DM

Mit sechs Jahren entdeckt Kolja die Gesetze der Perspektive, macht stets neue Beobachtungen, die für einen guten Maler von Bedeutung sind. Mit 13 Jahren ist er schon ein bestaunter junger Künstler, der jedoch so gar nichts von einem Wunderkind an sich hat. Er spielt ebenso gern Fußball wie alle Jungen und boxt sich mit seinen Freunden. — Kolja Dmitrijew ist nur 15 Jahre alt geworden. Im Ferienlager verunglückte et tödlich durch einen Jagdunfall. — Seine besten Zeichnungen wurden in das Buch übernommen, mit dem der bekannte Jugendbuchautor Kassil *dma* frühvollendeten Künstler ein "bleibende« und ehrendes Denkmal setzte.

Verlag Kultur und Fortschritt • Berlin W 8 - Taubenstraße 10

Endlich ist die Fortsetzung da!

Viele von euch haben das Buch „Es blinkt ein einsam Segel“¹¹ von Valentin Katajew gelesen. Sicherlich hat euch die Geschichte von Petja und Gawrik so gut gefallen, daß ihr gern wissen möchtet, wie es ihnen weiterhin ergangen ist. Der zweite Band ist jetzt erschienen. Kr schildert die neuen Abenteuer und Streiche der beiden Jungen. Noch lieferbar:



VALENTIN KATAJEW

LBaDd ES BLINKT EIN EINSAM SEGEL

288 Seiten • Formai 12 x 19 cm • Ganzleinen 5,80 DM

Der sorglose Petja und der Fischerjunge Gawrik, der mit seinem Großvater in einer Hütte am Meer lebt., sind Freunde. Die Revolution des Jahres 1905 bringt für die beiden 9jährigen Jungen eine Kette aufregender Erlebnisse. Sie verhelfen einem Matrosen, den sie halbtot aus dem Meer ziehen, zur Flucht und schmuggeln im Schuttornister Petjas Munition fü* die Arbeiter durch die Reihen der feindlichen Soldaten. Soeben erschienen:

a.Band VOR DEN TOREN DER STADT

364 Seilen • Format 12 x 19 cm * Ganzleinen 7,20 DM

Fünf Jahre später begleiten wir die Familie Petjas auf einer Reise in die Schweiz, nach Italien und Griechenland. Die Brüder Petja und Pawbk staunen über all da« Fremdartige, (n Neapel verliebt sich Petja in ein Mädchen, das er später in Odessa wiedertrifft. — Nach Odessa «urückgekehrt, verliert der Vater seinen Lehrerberuf, und die Familie steht vor dem Nichts. Da kommt die Tante auf die Idee, vor der Stadt einen Obstgarten zu pachten und von dem Erlös der Ernte zu leben. Doch wer soll das Obst pflücken nnd auf dem Markt zum Kauf anbieten? Wieder ist es Gawrik, der seinem Freund und dessen Familie fcÖft nnd mrt Petja neue Ahenteoer besteht.

Verlag Kultur nnd Forlschritt • Bertin W 8 • Tanbenetraße 10

Kennt ihr alle Hejte der

KLEINEN JUGENDREIHE?

1957 sind erschienen:

Nr. 1	Victor-Udo Krause	Zwischenlandung in Hongkong
Nr. 2	Tichon Sjomuschkin	Rettet Aiwam!
Nr. 3	Friedrich Gerstäcker	Sklavenjäger am Mississippi*
Nr. 4	Günther Krupkat	Nordlicht über Palmen
Nr. 5	Charles G. D. Roberts	Der Bär, der glaubte ein Hund zu sein*
Nr. 6	Nikolai Leskow	Das Schreckgespenst*
Nr. 7	Friedrich Gerstäcker	Gold an Bord*
Nr. 8	Wolfgang Böhm	Wir suchen „Italia“!*
Nr. 9	Adolf Branald	Goldenes Herz
Nr. 10	D. Chrabrowizki/ W. Wedejew	Die „Wolfs-Bande“, 1. Teil*
Nr. 11	D. Chrabrowizki/ W. Wedejew	Die „Wolfs-Bande“, 2. Teil
Nr. 12	Adolf Branald	Mit Gewehr und Pfeil
Nr. 13	Theodor Mügge	Piratenkapitän Paul Jones
Nr. 14	Rolf Guddat	Rivalen in der Arktis*
Nr. 15	G. Fedossejew	Der Tod muß warten
Nr. 16	Robert Louis Stevenson	Der Pavillon in den Dünen
Nr. 17	Nikolai Schpanow	Spur am Abgrund
Nr. 18	Mirostaw >ulawski	Alarm am Atlantik
Nr. 19	Jack London	Der weiße Tod
Nr. 20	Nikolai Korotejew	Operation „Zobel“
Nr. 21	Bret Harte	Geheimnis um Clarence Brant, 1. Teil
Nr. 22	Bret Harte	Geheimnis um Clarence Brant, 2. Teil
Nr. 23	Rolf Guddat	Im Netz des Blauen Kakadu
Nr. 24	Peter Wipp	Der Teufel im Mast

* Im Verlag vergriffen

